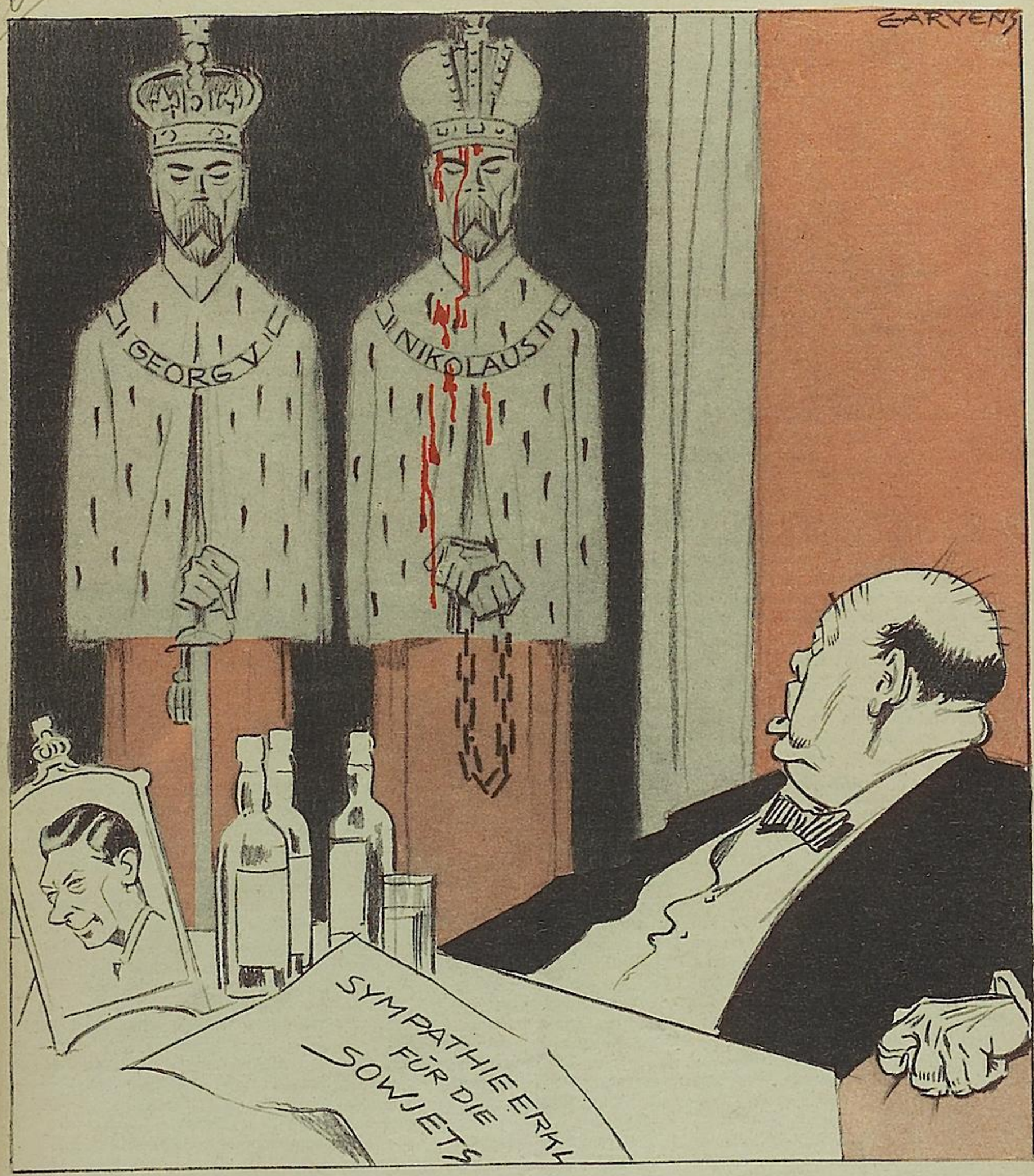
Stadt. Lesehalle Heidelberg

30 PF.

Kladderadatsch

NUMMER 49 · 94. JAHRGANG · BERLIN, 7. DEZEMBER 1941



SPUK IM HAUSE CHURCHILL

„Verfluchter Whisky, ich sehe doppelt!“

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0717
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Das Vermächtnis

Irgendwo zwischen Himmel, Erde und Hölle trafen sie zusammen. Sie waren leibhaftige Gegensätze, und doch umarmten sie jeden, der hinzukam. Zuerst stand Dschingis-Chan allein mit Tamerlan, machte ihm Vorwürfe, daß er seine Nachkommen, die Tschingisiden, übergangen hätte, aber verzieh ihm, weil er die Idee der Zerstörung und der radikalen Vernichtung, die der Schöpfer des ersten Mongolenreiches gepredigt hatte, wieder aufnahm, ja noch vervollkommnete. Der einfache Mongole und der prächtige Orientale schienen sich doch gut zu verstehen.

Zu ihnen trat Iwan der Schreckliche, der aus den Trümmern des einen Erbteils von Tschingis mit Strömen von Blut eine neue Festung baute, von der einmal die Eroberung durch Zerstörung der Welt ausgehen sollte. Die beiden Vorgänger seiner Methoden und seiner Pläne begrüßten ihn mit wohlwollender Anerkennung. Sie versicherten ihm, er habe sein Bestes getan.

Prächtig gekleidet nahte Peter der Große. Er war nicht gut zu sprechen auf Iwan, denn die Strelitzen, die der als Vortrupp seiner Eroberungen gedacht und geschaffen hatte, wären Peter fast zum Verhängnis geworden. Es gab einen kleinen Streit, weil Iwan nicht einsehen wollte, daß die Vollendung des alten Auftrages von Dschingis-Chan auch Peter dem Großen noch nicht glücken konnte. Peter erklärte, warum er, getreu dem ererbten Auftrag, der von den Nomaden der Steppe kam, das Ziel der Vernichtung der Völker Europas nur mit den Waffen der Opfer für möglich hielt, denen der Plan galt. Iwan warf Peter Verrat vor an den Gesetzen der goldenen Horde. Peter verteidigte sich mit dem Hinweis, daß die Flut der goldenen Horde an der Kraft Europas zerbrach und daß er sich nur die Kraft des Abendlandes lieh, um es zu überwinden. Er schilderte, wie er kämpfte und rang, um die europäischen Nationen zu zerbrechen, und wie er dann, als sein Leben nicht ausreichte, die Gesetze der Steppe, vermehrt durch seine eigenen Erfahrungen und Kenntnisse, in Form eines Testamentes als Vermächtnis einem Tschingis, einem Timur, einem Iwan oder einem Peter hinterlassen hätte, der nach ihm kam, um sein Werk zu vollenden.

So standen die vier und warteten. Sie warteten 199 Jahre. Da kam an den Ort zwischen Erde, Himmel und Hölle, den Vorraum der endgültig Verdammten, ein echtes Nomadengesicht. Kahl der Schädel, geschlitzt die Augen, herunterhängend die Haare von den Winkeln eines zynischen Mundes: Lenin. Erwartungsvoll bewillkommneten ihn die vier. Er hob die Faust, gebot den Fragern, die ihn bestürmten, Schweigen und sagte: „Die Zeit ist reif, bald ist die Stunde da. Wenn Deine Kraft, großer Dschingis-Chan, nicht ausreichte, wenn Deine Klugheit, großer Peter, den Sieg nicht brachte, so hat Dein Vermächtnis, gestärkt durch meine Lehre, jetzt die Bastion des Abendlandes sturmreif gemacht. Schon ahnt es selbst seinen Untergang und arbeitet an ihm mit. Ich ließ auf der Erde einen Nachfolger, der das vollenden kann, was uns allen nicht gelang. Er braucht in der Festung, die er zu stürmen gedenkt, nur einen oder zwei Verräter, die ihm die Schlüssel ausliefern, und auch diese sind schon gefunden. Es ist Winston Churchill, ein Mann, der Deine Kälte und Deine blumige Sprache erbte, Tamerlan. Aber er getraut sich nicht, die Schlüssel allein zu geben, er braucht einen Helfer. Er, der allzugut weiß, was er tut, will zur Durchführung seines Planes einen Narren, der nicht weiß, was er tut. Er steht zur Verfügung, meine Herren, in dem Ornat des Erzbischofs von Canterbury." Fünf Augenpaare, die mehr Blut fließen sahen, als fünf Generationen des Menschengeschlechts sonst, leuchteten auf. Fünf Münder, die zu Lebzeiten Todesurteile zu sprechen gewohnt waren, lachten satanisch: ein englischer Erzbischof wird bei uns in der besten Gesellschaft sein.

So saßen sie zusammen und warteten auf Stalin als Sieger und Erfüller des Werkes von Dschingis-Chan. ... Vielleicht haben sie ein Weilchen geschlafen. Ein Dutzend Jährchen sind es sicher gewesen. Da wachten sie auf von einem merkwürdigen Geräusch. War das der Siegesschrei der goldenen Horde?

War es das verzweifelte Stöhnen des untergehenden Abendlandes? Nein! Es waren Fanfaren, wie sie die Nomaden der barbarischen Eroberer niemals gehört haben. Es waren die deutschen Fanfaren, die einen Sieg nach dem anderen verkündeten.

Sie sahen drunten auf der Erde einen Erzbischof in vollem Ornat nicht nur die Schlüssel der Festung über die Mauern werfen — nein, sie sahen, wie er die Tore weit aufriß, aber weit vor den Toren bereits kämpften die, die überfallen werden sollten und die nun selbst im Angriff waren.

Der Auftrag, der am Beginn des Jahrtausend aus den öden Steppen kam, zerbrach. Das Testament Peters des Großen zerflatterte. Stalin, der nach dem Endsieg der Zerstörung griff, verspielte das Erbe Dschingis-Chans endgültig.

Hanton

England im Nebel

Sie leben im Nebel und scheuen das Licht,
verbreiten gigantische Schatten.
Sie tarnen mit Nebel das wahre Gesicht
und sind nur auf heimliche Beute erpicht,
den Elstern gleich oder den Ratten.

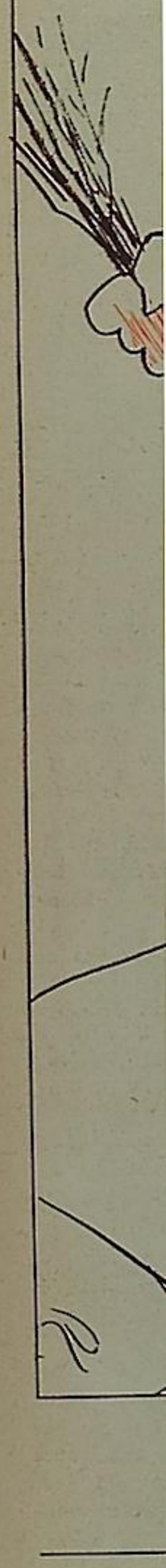
Der Nebel ist zwar ein natürlicher Dunst,
man wendet ihn an auch politisch.
Die Schöpfer und Meister der Schattenspielkunst,
die alles verschleiert, entstellt und verhunzt,
sind ihres Ursprunges echt britisch.

Die Mischung von Schwarz und von Weiß ist das Grau,
die Farbe der falschen Propheten.
Sie tragen die ewige Maske zur Schau,
ihr Reden und Handeln stimmt niemals genau.
Sie lügen selbst dann, wenn sie beten.

Der Nebel war immer ihr ruhender Pol,
im Kriege sowohl wie im Ruhstand.
Sie fühlen von jeher im Trüben sich wohl.
Der Nebel bleibt immer Britanniens Symbol,
ein dauernder englischer Zustand.

Verriegelt und schließt man auch jetzt noch so dicht
die Bullaugen, Luken und Fenster,
wenn über Europa der Morgen anbricht,
dann weht doch die Sonne mit strahlendem Licht
ins Meer Englands Nebelgespenster.

Fred Endrikat



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0718
© Universitätsbibliothek Heidelberg

warteten
üller des
...· Viel-
geschla-
sind es
e auf von
ch. War
goldenen

nnen des
Nein! Es
Nomaden
mals ge-
eutschen
dem an-

de einen
icht nur
ber die
hen, wie
weit vor
die, die
die nun

es Jahr-
en kam,
ers des
er nach
iff, ver-
ns end-

Hanton

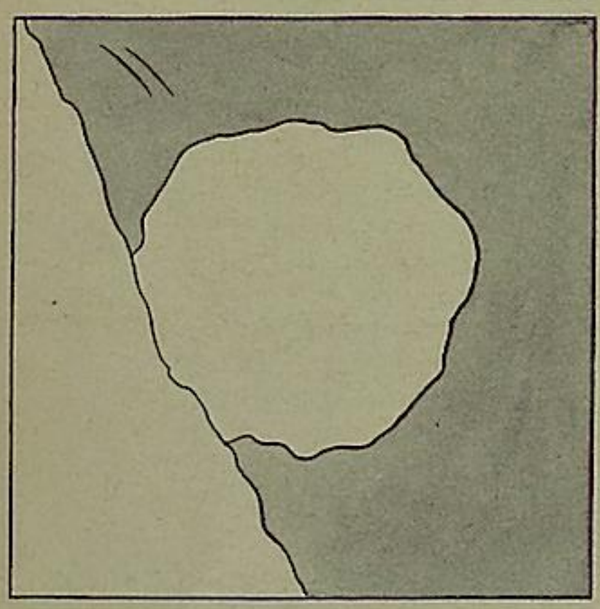
DAS BRAVE KIND

„Ich glaube an den lieben Gott und an den Kapitalismus und will auch weiterhin recht brav sein!“
„Schön gebetet, my little friend, – da hast Du!“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0719
© Universitätsbibliothek Heidelberg

BILDER ohne Worte

DIE EUROPÄISCHE LAWINE



Kladderadatsch

CHRONIK

Kommentar überflüssig
Ein Washingtoner Blatt meint, Amerika müsse nun den Giftbecher ausleeren, den die Sowjetunion ihm reiche.

*

„Washington Daily News" schreibt: „In der Neutralitätsfrage ist bisher nicht eine einzige unserer Maßnahmen ehrlich und offen gewesen."

*

Lidell Hart schreibt in der „Daily Mail": „Es ist in der Tat so, daß die Operationen an der Ostfront bisher so verlaufen sind, wie man sie logischerweise erwartet hat."

*

„Daily Telegraph" meint, es sei besonders menschlich an Lord Halifax, daß er die Gewohnheit habe, im Bett noch Detektivromane zu lesen.

*

„Chicago Daily Tribune" schreibt: „Churchill hat bis jetzt nichts anderes bewiesen, als seine Entschlossenheit, die USA. in den Krieg zu treiben, den England zur Zeit ohne Hilfeleistung die Sowjets ausfechten läßt."

*

Die Zeitung „Evening News", London, meint ärgerlich, der deutsche Hase hat einen außerordentlich großen Vorsprung, er ist unerhört kräftig und lehnt es ab, das Rennen entsprechend der Fabel durchzuführen, so daß England nichts anderes übrigbleibt, als den Swinegel als nationales Symbol aufzugeben.

*

„New York Times" schreibt: „Selbst wenn die sowjetische Militärmacht heute zusammenbrechen sollte, wären die Vereinigten Staaten, England und die in London sitzenden Emigranten den Bolschewisten zu Dank verpflichtet!"

Über den Nationen
Roosevelt versprach den Juden, ein höheres Gesetz als das der Nationen würde den Juden Palästina sichern.
Hier scheint es sich um ein Rooseveltsches Familiengesetz zu handeln. p. b.

Durch's Feuer
Frau Kolontai, die große Propagandistin der Sowjets, sagte in Schweden zu einem auswärtigen Diplomaten: „Sie sehen, daß Millionen unserer Leute für den Bolschewismus durch's Feuer gehen!"
„Aber ich sehe sie nicht wieder herauskommen", meinte darauf der Diplomat. a. r.

ENGLISCHE KULTURTATEN

Der Brite:
„Wir hören, daß Ägyptens König
die Einheit seines Volks erwägt;
derartiges gefällt so wenig,
daß unser Heer dazwischenschlägt."

Der Ägypter:
„Herr Churchill ließ auf dem Atlantik
die Fahne der Verheißung wehn
und vielversprechend die Romantik
der Freiheit jeden Volks entstehn."

Der Brite:
„Mein Freund, es gibt verschiedne Sachen:
so Wort und Tat, so mein und dein.
So wollen wir die Worte machen,
die Tat laßt eure Sache sein."

bux

Der Kleber
Ein englisches Blatt meint, Churchill besitze viel Beharrungsvermögen.
Jawohl, auf dem toten Punkt! p. b.

Tote Gründung
Im „Manchester Guardian" macht ein Leser, vermutlich ein mit mehr Frechheit als Intelligenz gesegneter Plutokrat den Vorschlag, den Krieg bei längerer Dauer als eine Art Aktiengesellschaft aufzuziehen.
Nicht übel für britische Begriffe, nur möchte in diesem Falle der Konkurs vor der Eintragung ins Handelsregister angemeldet werden. k. v.

Die Ausnahme
In Nordamerika sind sämtliche Streiks verboten.
Nur die Gedächtnisstreiks sind zugelassen, ja, sogar erwünscht. p. b.

WERBER SR. BRITISCHEN MAJESTÄT

„Erst haben Sie gesagt, Sie wollten mich für die Territorialarmee anwerben – und nun werden Sie zudringlich . . ."

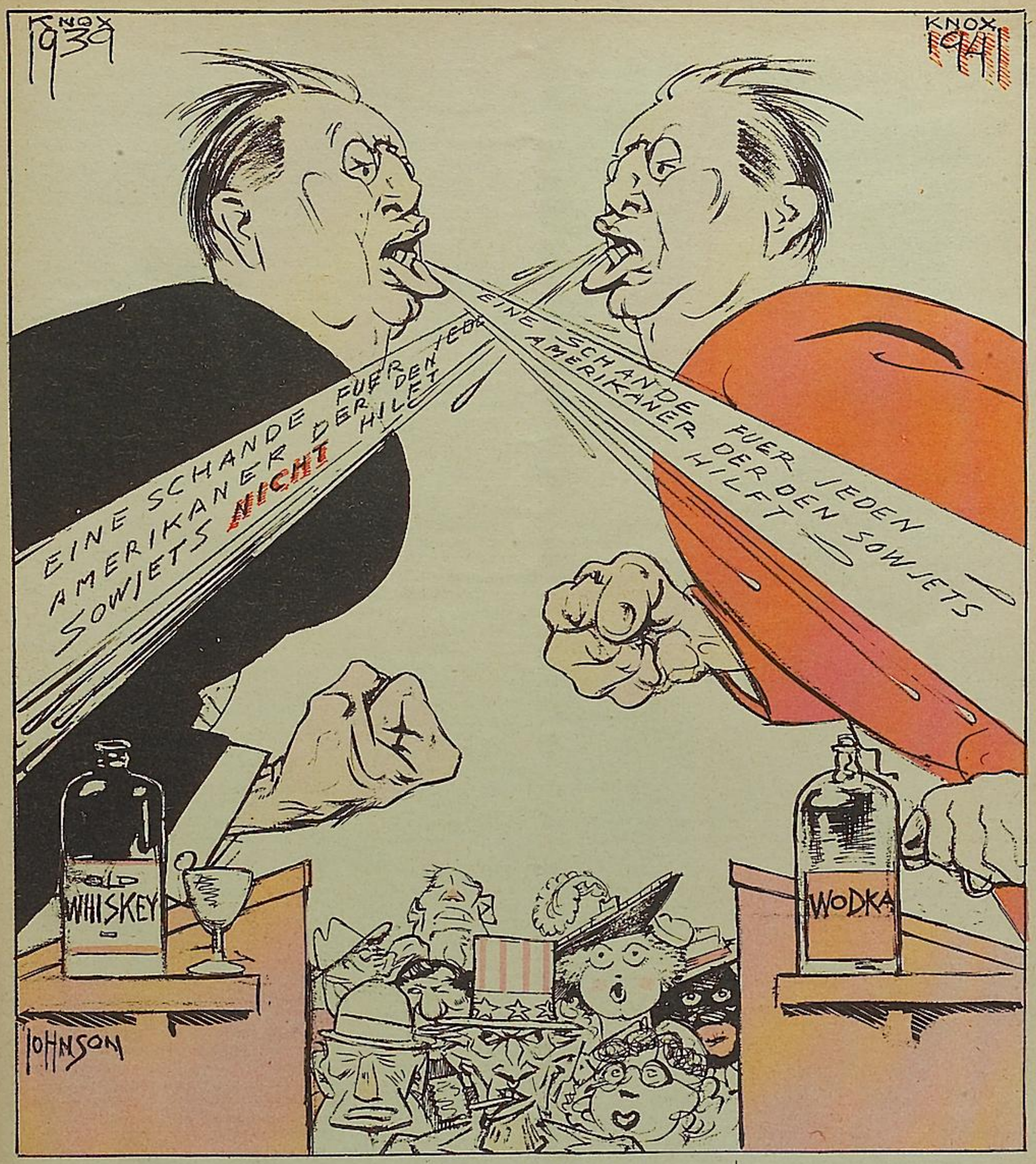
„Aber Darling – in unsrer Werbung heißt es doch, daß schüchterne Mädchen leicht in der Territorialarmee Anschluß bekommen . . ."

Der Liebhaber
Ein amerikanisches Blatt erklärt, der Bolschewismus sei eine Sünde.
Für den amerikanischen Präsidenten aber offenbar eine schöne Sünde! p. b.

Das Körnchen Wahrheit
Moskau verbreitete die Nachricht, englische und kanadische Truppen wären an der französischen Kanalküste gelandet.
Es handelte sich um — gelandete englische und kanadische Flieger, die von der deutschen Luftwaffe und Flak die höchst persönliche Einladung zum Herunterkommen erhalten hatten. w. p.

Kleiner Irrtum
Der britische Luftgeneralstabschef a. A. (auf Abruf), Sir Charles Portal, erklärte, wir haben einen gemeinsamen Treffpunkt mit den Sowjets, nämlich Berlin.
Hier irrt Herr Portal; gerade in Berlin werden Kriegsgefangene nur selten untergebracht. k. v.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0720
© Universitätsbibliothek Heidelberg



DOPPELT KNOX-OUT

Glaubwürdige Reutermeldung
Der Bürgermeister von Exeter in England hat auf dem alten Stadthaus als Anerkennung für die Bolschewisten die rote Fahne hissen lassen.
Reuter wird nun melden, daß sich die Bolschewisten auf dem Vormarsch befinden. k. v.

Für den Fall, daß . . .
Der jüdische Chefredakteur eines englischen Wirtschaftsblatts, Paul Einzig, verlangt in seiner letzten Nummer die restlose Vernichtung und Ausplünderung des deutschen Volkes für den Fall, daß es England gelänge, den Sieg zu erreichen.
Man muß wirklich sagen, dieser Zusatz von Herrn Einzig ist wirklich — einzig! v. b.

GRUSS NACH STRASSBURG

Die Reichsuniversität Straßburg ist neu eröffnet worden.

Blank die Ehre, blank die Wehre,
frei die Seele, froh der Sinn,
deutscher Lust und deutscher Lehre
ehrlich froh — so stell dich hin.
An des Vaterlandes Grenze,
bei des Münsters frommer Pracht,
in der Jugend heil'gem Lenze:
Deutscher Bursche auf der Wacht!
atz.

Der Maulheldin
Zu Ehren der Frau Roosevelt ist von einer jüdischen Frauenorganisation in Palästina ein Ehrenhain angepflanzt worden.
Es wurden nur Maulbeerbäume angepflanzt. p. e.

Mode
In den Vereinigten Staaten wie in England wird von den „Damen" neuerdings die „russische Mode" stark propagiert.
Bedeutet das nun Verschleierung bis zur Unkenntlichkeit oder Entblößung bis zum letzten Fetzen??? h. k.

Englisches Heldentum
Die Engländer haben 157 irakische Staatsangehörige, die im Iran wohnen, festgenommen und nach Indien verschleppt, obwohl sie mit den jüngsten Vorgängen in den beiden Ländern überhaupt nichts zu tun haben.
Da kann Reuter wieder von einem großen Sieg sprechen! p. b.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0721
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Steckbriefe

GENERAL DILL

Dem Volkszorn opfert Churchill eine Hekatombe,
und abgesägt wird der Stratege Dill.
Man schickt ihn fort – als Gouverneur nach Bombay.
Von hinnen schleicht er nun, bewegt und still.
Ja, ja: wohin das deutsche Schwert mal haut,
da wächst kein Dill mehr und kein andres Kraut!

SIR ALLAN BROOKE

Sir Allan Brooke wird Generalstabs-Chef,
der kennt die Germans schon aus dem effeff
und garantiert als „Meister" von Dünkirchen:
„Die nächste Flucht klappt sicher wie am Schnürchen!"

ADMIRAL KEYES

Dieser Admiral versichert, daß er
die so sehr erwünschte „zweite Front"
ohne weit'res schaffen hätt gekonnt,
wenn nicht Churchill macht' den Plan zu Wasser.
Und nun geht er, ein gekränkter Meergreis,
der das Richtige erst hinterher weiß.

–o–

Kladderadatsch

DEMOKRATISCHES ALLERLEI

Von dem verstorbenen Begründer des „Sowjet-Paradieses der Arbeiter und Bauern" ist ein Ausspruch überliefert, der weit bemerkenswerter ist als der ganze Salbader des ehemaligen Schlächterlehrlings und jetzigen Sowjet-Propagandachefs Losowski. Lenin sagte nämlich im Jahre 1920 zu Maxim Gorki: „Das Erstaunlichste an dieser ganzen Geschichte ist, daß sich noch niemand gefunden hat, der uns vor die Tür setzte."

Dieses Wort müßte eigentlich in Riesenlettern über allen jüdisch-demokratischen Redaktions-Schreibtischen prangen, am „traulichen Kamin" Mister Franklin Delano Roosevelts und im Arbeitszimmer Winston Churchills.

Dieser Satz verdiente es, jedem „demokratischen" Gesetzentwurf, jeder sogenannten „Verfassung" der plutokratischen Länder und jeder Verlautbarung des King als grundsätzliche Einleitung vorangestellt zu werden. Denn in der Tat beruht doch diese ganze demokratische Welt, das heißt: die Existenz ihrer herrschenden Cliquen und Klüngel, allein und ausschließlich auf der Tatsache, daß sich unbegreiflicherweise noch niemand gefunden hat, der sie hinauswarf.

Wenn der hochwürdige Erzbischof von Canterbury seinen Gläubigen allen Ernstes erzählt, man dürfe den Bolschewisten ihre Religionsverfolgungen nicht verübeln, da sie ja keine Religion brauchten, sondern „das Christentum lebten", so würde allerdings der schlichte Hinauswurf eines solchen Lästermauls aus der von ihm geschändeten Kirche allein nicht genügen, und es wäre sicherlich wirkungsvoller, wenn die von ihrem Erzbischof so unverschämt Angelogenen es ihrerseits vorzögen, sich einer Gemeinschaft mit kirchlichen Gotteslästerern zu entziehen, aber gegen den festen Entschluß, irgend etwas zu glauben, und sei es der größte Unsinn, kann die Vernunft nur schwer etwas ausrichten.

Immerhin: „es ist erstaunlich, daß — —!" Dem Verständnis für die Anhänglichkeit gewisser britischer Kreise an die vom Erzheuchler von Canterbury vertretene Institution bringt uns jedoch eine kleine, unscheinbare Notiz näher, die auf dem Umweg über das neutrale Ausland vor unsere erstaunten Augen gelangte: „Wie der Londoner Rundfunk bekanntgibt, besuchte die Königin von England heute im Laufe des Tages in London Clubs für Feldgottesdienste. Sie sah dort eine große Anzahl von Soldaten, die gerade über einer Mahlzeit saßen."

Aha! Unter „Feldgottesdiensten" versteht man im Lande Churchills, dessen Armee bisher nur sehr schwache Versuche gemacht hat, zu Felde zu ziehen, die Einnahme von Nahrungsmitteln. Unser Wilhelm Busch ist damit übertrumpft. Er dichtete zwar: „Es wird mit Recht ein guter Braten gerechnet zu den guten Taten" und bereitete damit der neuen britischen Religions-Auffassung die Wege. Daß aber eine Erbsensuppe — in Deutschland von ihren Freunden bisweilen schwärmerisch „ein Gedicht" genannt — einem Choral gleichzusetzen sei, daß „ham and eggs" eine Art Lithurgie darstellen könnten, und daß Plumpudding zu einem Fundamentalsatz des Glaubens der Anglikanischen Hochkirche werden würde, hat wohl keiner vorausahnen können — nicht einmal der Spötter Wilhelm Busch. Bisher haben sich britische Seelenhirten nur bei den Wilden mit der Verbreitung von leiblichen Genüssen, nämlich von Feuerwasser, befaßt. Der englische Militärpfarrer beim Hochamt in der Suppenküche ist immerhin eine Neuerscheinung, die es begreiflich macht, daß man im England der Zwangsrationierung von Lebensmitteln von der Kirche sogar den Erzbischof von Canterbury mit in Kauf nimmt. In der Sowjet-Union ist es allerdings mit dieser Art Gottesdienst noch schlechter bestellt, als mit der andern. Denn — das mußte kürzlich sogar ein amerikanischer Berichterstatter zugestehen — in Stalins Paradies kriegt die Bevölkerung bestenfalls soviel zu essen, daß ihr die Eingeweide nicht zuwachsen.

In die Düfte der feldgottesdienstlichen Handlungen am Herd der Clubs mischte sich dieser Tage ein andres Aroma. Winston Churchill, der schon so viele Menschen seinem Haß- und Machtwahn geopfert hat, hielt es für angebracht, auch einmal ein persönliches „Opfer" zu bringen und ließ eine Kiste Zigarren zu wohltätigen Zwecken versteigern. Nun gibt es in England eine Menge Menschen, die alle das dringende Bedürfnis empfinden, anderen einen blauen Dunst vorzumachen: die Lords, die von einer neuen sozialen Ordnung nach dem Kriege phantasieren, die Häuptlinge der Labour Party, die ihren zahlenden Mitgliedern vorgaukeln wollen, sie seien noch immer echte „Arbeiterführer" und verträten die Interessen ihrer Wähler, und nicht zuletzt der geplagte Lügenminister, der nicht mehr weiß, wie er die harten Tatsachen auf die Dauer seinen Landsleuten verheimlichen soll. Deshalb hatte W. C. mit seiner Zigarrenversteigerung einen großen Erfolg. Nahezu 500 Pfund wurden erlöst. Wie groß würde aber wohl die Beteiligung gewesen sein, wenn W. C. seine Zigarren behalten hätte und lediglich die Öffentlichkeit um Reisegeld nach Washington gebeten hätte. Aber, wie gesagt: „Das Erstaunlichste ist, daß sich noch niemand gefunden hat, der uns vor die Tür setzte." — Auch in „Gottes eigenem Land" ist diese Frage schon aufgetaucht. So veröffentlichte die Zeitschrift „Fortune" in New York einen Artikel ihres südamerikanischen Korrespondenten Sherry Mangan, in dem dieser einen Argentinier folgende Worte sagen läßt: „Mein Land und Ihr Land sind gute Nachbarn. Ich arbeite für Sie auf meinem kleinen Stück Grund und Boden und bekomme dafür einen Teil des Ertrages. Sie haben eine Hypothek auf meinem Haus und leihen mir meinen Traktor. Sie — das ist Squire Roosevelt —, er sitzt auf der Veranda seines großen Hauses nebenan mit seinen hinter Palmenkübeln taktvoll versteckten Maschinengewehren und lächelt mir zu; sein Gesicht glänzt vor Wohlwollen, und er sagt: ‚In Zukunft keine Gewalt!'" —

Ob sich nicht doch vielleicht einmal jemand findet, der das tut, was Lenin schon 1920 erwartet hat? Für Sowjetien hat er sich schon gefunden — vivant sequentes! –i–

DIE ZWEITE FRONT

Die zweite Front zu errichten
hat Stalin von Churchill verlangt.
„Das sind mir ja schöne Geschichten!",
hat Mister Churchill gebangt.

Dann fiel es ihm ein, wie er sicher
sich hier aus der Not ziehen konnt':
Er zeigte mit leisem Gekicher
verlegen die — Hinterfront . . .

Willi Paetsch

Die englische Kön
3 000 Pfund für d

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0722

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Die englische Königsfamilie stiftete
3 000 Pfund für die Sowjet-Spende

„Ist das alles? Alles für mein falsches Spielen?“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0723

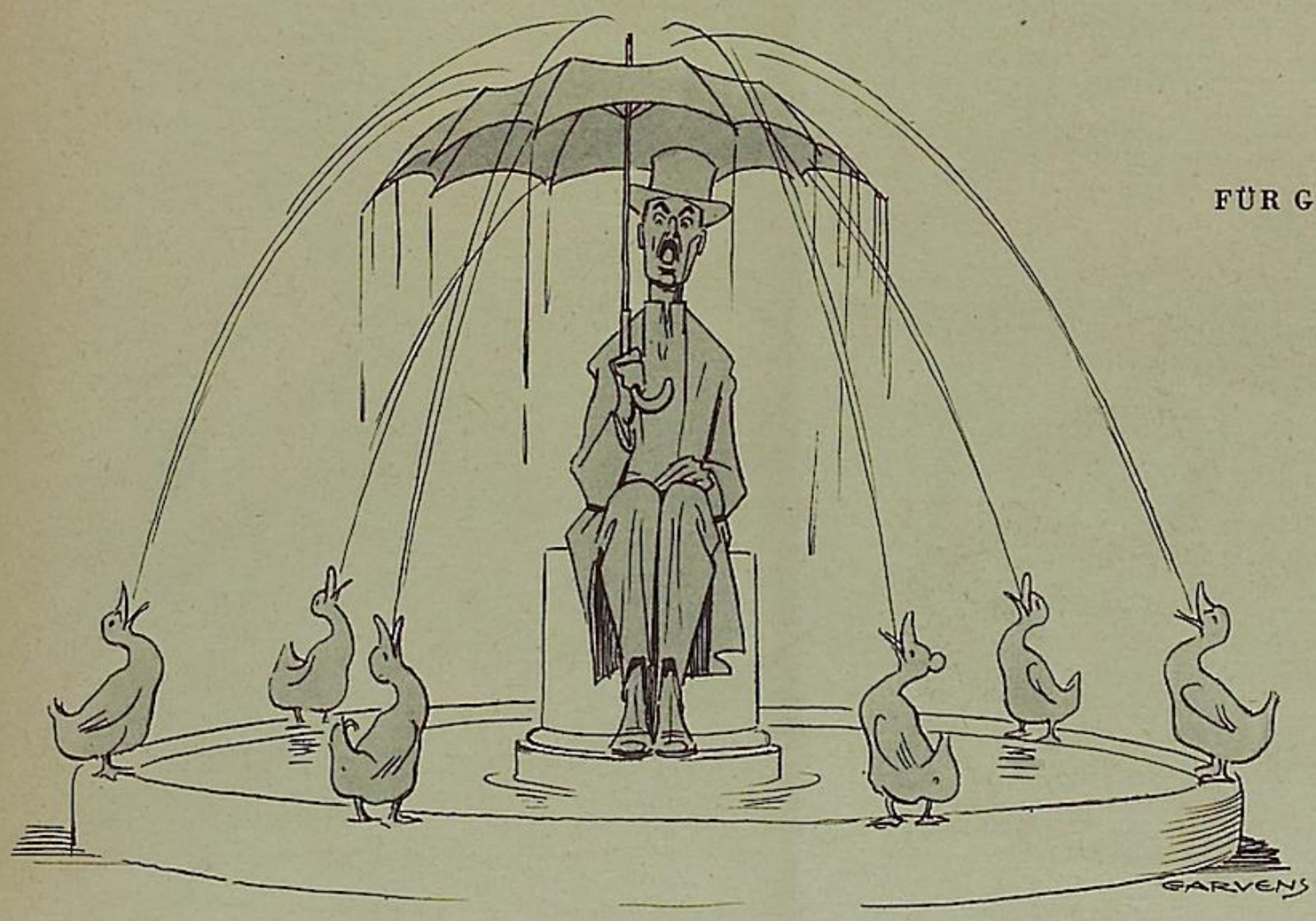
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Denkmalsentwürfe
für den Wiederaufbau Londons

Entworfen
vom
„Kladderadatsch“

CHAMBERLAIN-BRUNNEN FÜR DEN HYDE-PARK

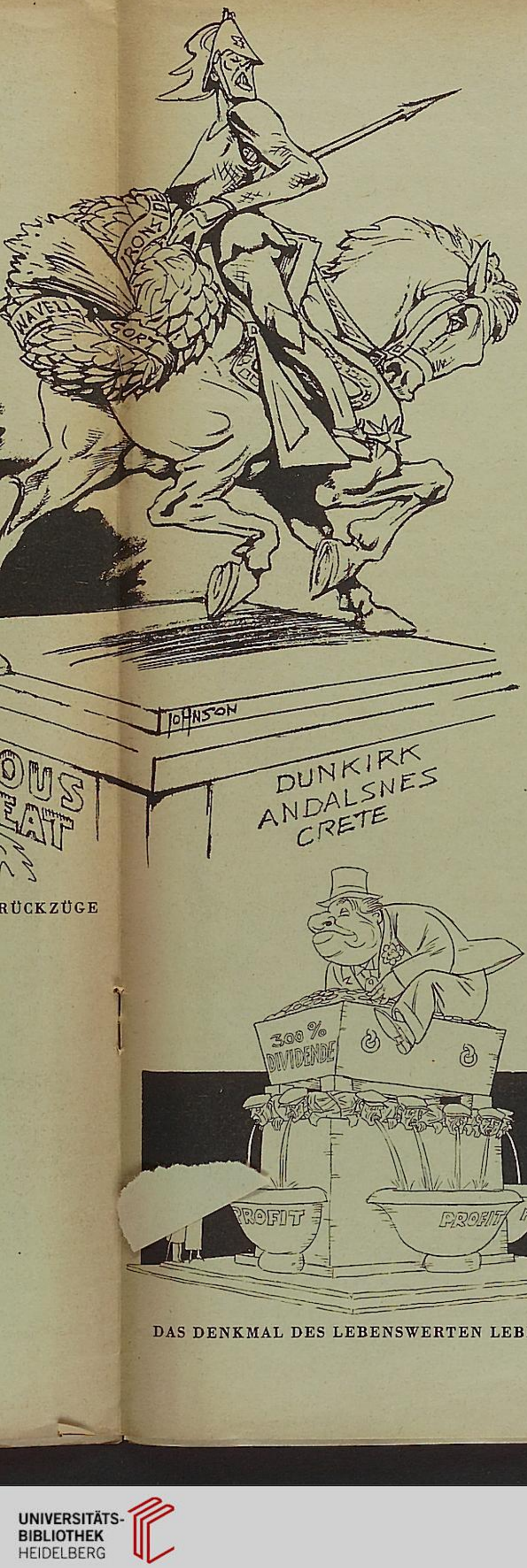
FÜR GLORREICHE RÜCKZÜGE



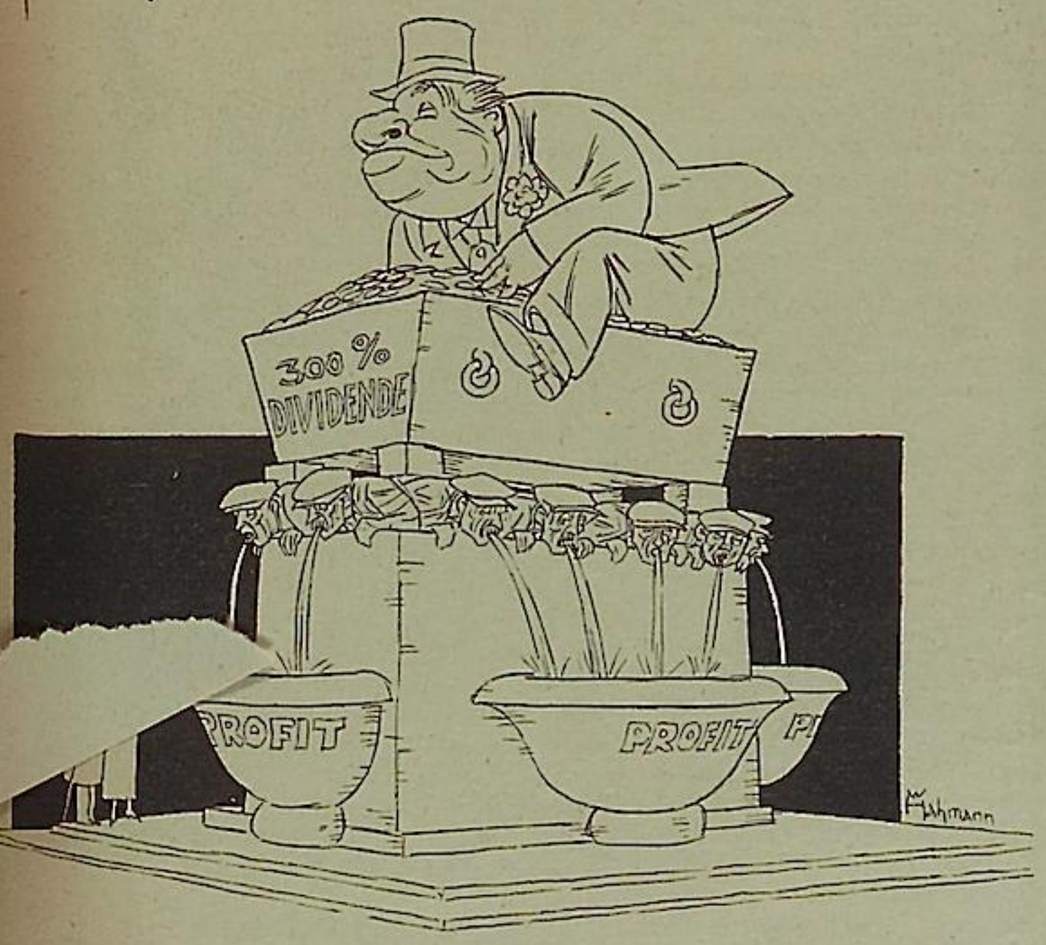
DAS DENK

Kladderadatsch

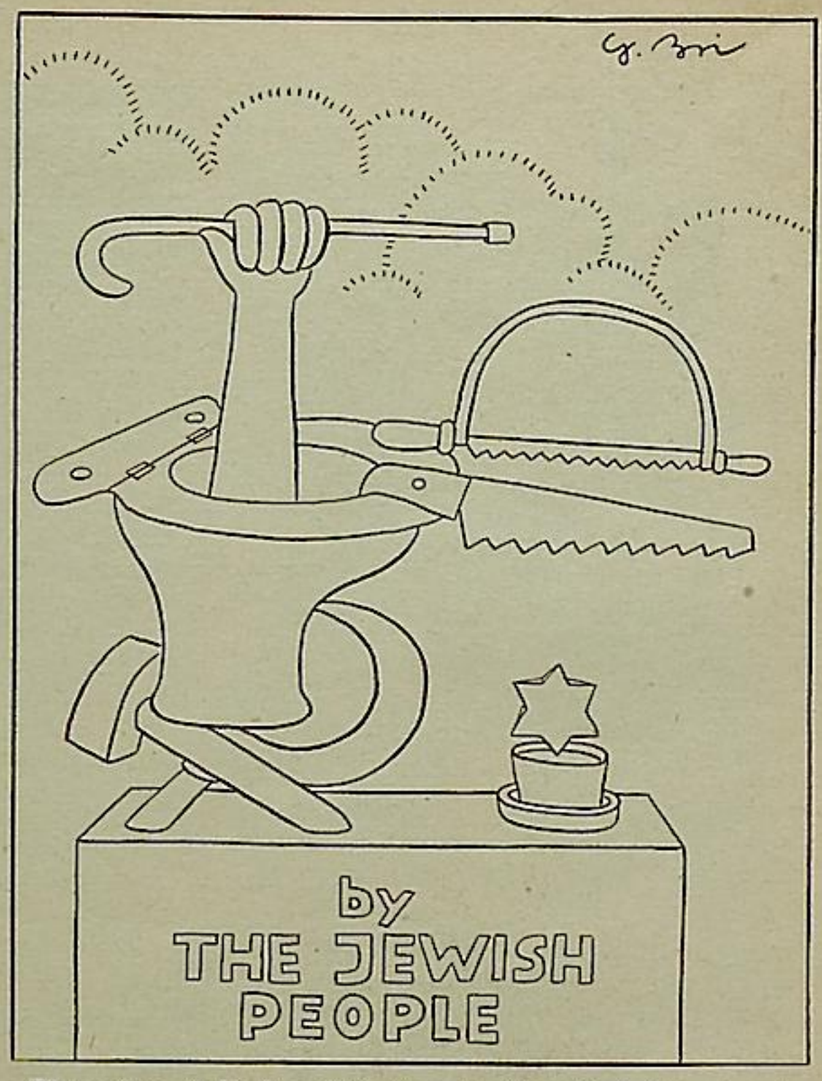
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0724
© Universitätsbibliothek Heidelberg



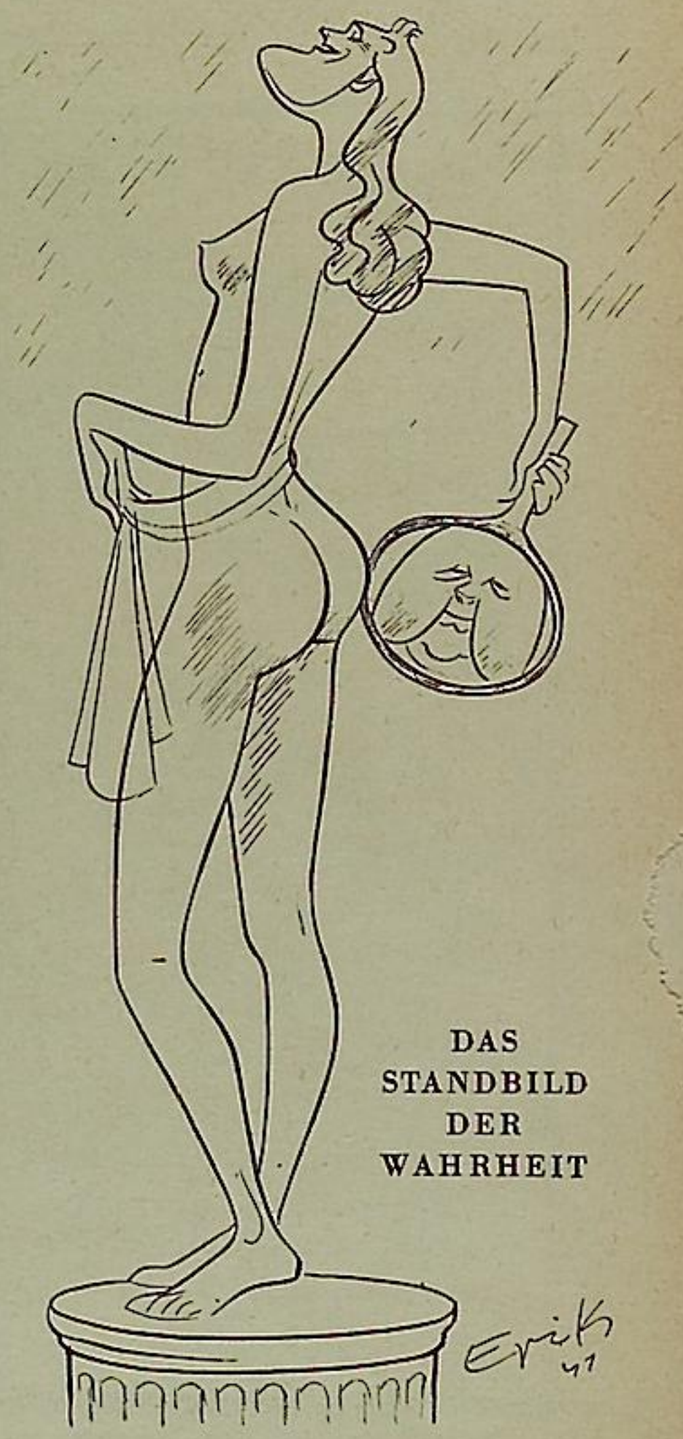
RÜCKZÜGE



DAS DENKMAL DES LEBENSWERTEN LEBENS



Plan eines jüdischen Künstlers in New York für ein eindrucksvolles Denkmal: Dem auf den Bolschewismus gestützten WC erwächst ein Arm Roosevelts drohend gegen eine Besetzung, während der Judenstern unter dem Segen gedeiht.



DAS
STANDBILD
DER
WAHRHEIT

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0725
© Universitätsbibliothek Heidelberg

JACOB BURCKHARDT

Der große
Schweizer Geschichtsschreiber

„... Ich möchte oft vor dieser heiligen deutschen Erde auf die Knie sinken und Gott danken, daß ich deutsche Sprache rede! Ich danke Deutschland alles!"

f. h.

GEDICHTE

Von Max Barthel

Sprach ein Jüngling: „Was, Gedichte?
Dieses Herz auf Schmerz Gereimte,
edler Dichter, ich verzichte!"
Sprach der Bursch, der Ausgefeimte.

Doch nach Jahren, als er reichlich
Süß' und Bitterkeit genossen,
war derselbe unvergleichlich
einem Wohlklang aufgeschlossen.

Denn er fühlte, daß die Reime
nicht nur um des Reimes wegen,
daß sie Knospen, Blüten, Keime,
Samen in die Herzen legen.

Und er sah, der erst nicht traute,
daß in diesem Band Gedichte,
in dem Sturzbach süßer Laute
Träume waren und Gewichte.

Was er glaubt', als Nachgemachtes
weit und schnell von sich zu schieben,
siehe, es war Vorgedachtes
und mit seinem Blut geschrieben.

Kladderadatsch

QUIDAM GEHT AUS

„Quidam geht aus" — um Mißverständnissen vorzubeugen, sei gleich von vornherein bemerkt, daß diese Überschrift nicht besagen soll, daß Quidam zu dem wird, was man mit einem gebührend scheußlichen Wort „Mangelware" nennt, und worunter man eigentlich — nach dem Vorbild des Ausdrucks „Mangelkrankheit" — eine Ware verstehen müßte, die durch Mangel erzeugt wird. Ganz im Gegenteil gehört Quidam zu denen, die nicht alle werden, da sie ihre Existenz einem Überfluß an Intelligenzmangel, an Verantwortungslosigkeit und an Unvernunft verdanken.

Wenn man also die Quidams schon nicht ausrotten kann, so sollte man sie doch isolieren und sie seinen Kindern zeigen als Rarität — etwa wie die letzten Auerochsen im Zoologischen Garten.

Doch nun zur Sache:

Der Zeitgenosse Quidam stand vor dem Spiegel, band sich seine Krawatte und sang dazu sein Lieblingslied:

„Eine Molle, 'ne Boulette
und dazu 'ne Zigarette,
ach, det is mein allerhöchstes Ideal!
Laß se von Jemeinnutz schreiben —
die solln sehen, wo se bleiben!
Mir ist's schnuppe, mir ist's piepe und egal!"

Aber die harmonische Ausgeglichenheit seines Gemütes, die in dieser musikalischen Übung ihren mißtönenden Ausdruck fand, wurde durch energische Klingelzeichen an der Wohnungstür empfindlich gestört. „Wenn es schon klingelt", knurrte Quidam, „kann es heutzutage überhaupt nichts Angenehmes sein", und rollte seine drei Zentner Lebendgewicht zur Tür. Draußen stand ein Schutzmann, der ihn fragte, ob er nicht wisse, daß, wer helle ist, verdunkelt, denn — abgesehen davon, daß es dreißig Mark koste, wenn man sein Licht in dieser Form leuchten lasse — man gefährde sonst sich und seine Nachbarn.

„Da ist die Regierung ganz allein dran schuld, wenn ich nicht verdunkle", meinte Quidam aufgebracht, „warum kann ich mir nicht wie früher ein Dienstmädchen halten? Den ganzen Tag bin ich nicht da, und abends gehe ich aus, da brauche ich doch wenigstens einen Menschen, der sich um meine Wohnung kümmert."

„Heiraten Sie doch", sagte der Schutzmann und überreichte ihm eine Quittung, aber Quidam erwiderte, er denke gar nicht daran, die Töchter von anderen Leuten zu ernähren und der Schutzmann solle sich gefälligst nicht um die Privatangelegenheiten steuerzahlender Bürger kümmern. Nach dieser Erleichterung seiner um dreißig Mark geschwächten Seele knipste er das Licht aus und begab sich in die Gaststätte „Zum mutigen Walroß", wo er sein Abendessen einzunehmen gedachte.

„Det nennen Sie ne Speisekarte?" fuhr er den Kellner an, „det is een Schnittmuster für'n Nervenchock! Een Fahrplan für 'ne Hungerkur is det! Lauter Gemüse! Wenn ick schon Vegetarier werden muß, denn warte ick damit, bis ick ohnehin ins Jras beißen muß!" — „Aber entschuldigen Sie, mein Herr", wendete der Kellner ein, „wir haben doch eine ganze Anzahl von Fleischgerichten auf der Karte."

„Fleisch, Fleisch", fauchte Quidam, „ick höre immer ‚Fleisch'! Schrippe im eigenen Saft haben Sie da uff der Karte, gedrängte Wochenübersicht und bestenfalls noch die Überreste eines an Unterernährung eingegangenen Rindviehs. Det nennen Sie Fleisch? Wenn ick det höre, schwillt mir die Rachenmandel, da zittert det Zäpfchen, da kräuselt sich mir vor Schreck die Rasur."

„Wie Sie meinen", antwortete der Kellner geduldig, „aber wenn Sie von vornherein alles schlechtmachen, was wir Ihnen anbieten, warum kommen Sie denn dann überhaupt zu uns?" — „Det is die Höhe", kreischte Quidam, „mir setzt der Puls aus! Wollen Se mich etwa rausschmeißen, weil ick mich janz höflich erkundige, ob Sie nich vielleicht doch' was zu essen haben für mich?! Schließlich bin ick hier ja mal Stammgast gewesen! Na also, denn haben Sie mal die jroße Jüte, Herr Jastwirtschaftsassistent, und verabfolgen Sie mir eine Portion Kalbsbraten. Aber passen Se auf, det er nich so verliebt ist, der Braten — ick meine so voller Sehnen!" Der Kellner beeilte sich, den angenehmen Gast so schnell wie möglich loszuwerden und servierte ihm sofort das Gewünschte. Aber kaum hatte er die Schüssel auf den Tisch niedergesetzt, als Quidam einen Tobsuchtsanfall bekam: „Ick soll Ihnen wohl den Knorpel nach links drehen?", schrie er, „wie kommen Sie dazu, mir Pellkartoffeln zu servieren! Jrade so jut könnten Sie mir ooch Backpfeifen in Milch anbieten oder glasierte Schemelbeine mit Splittern. Det können Se selber inhalieren, verstehn Se mich?!" — Und nun geschah etwas, das selbst Herrn Quidam die Rede verschlug. Der Kellner sagte: „Sehr freundlich, mein Herr! Mein Dienst ist sowieso zu Ende. Sie waren mein letzter Gast", setzte sich und machte sich an die Arbeit. Während er die Kartoffeln pellte, plauderte er heiter mit seinem Gegenüber: „Komisch, daß die Leute, die bei sich selbst so viel Wert auf ‚Schale' legen, sie bei Kartoffeln nicht leiden können. Wahrscheinlich, weil bei ihnen unter der Schale nichts Genießbares sitzt. Die Leute können bloß meckern, und das hat ja keinen Nährwert. Ganz anders die Kartoffel. Bei ihr sitzen unter der Schale die Vitamine. Wenn Sie übrigens gleich bezahlen wollen — mein Essen kostet Sie eine Mark fünfzig, aber die Belehrung haben Sie gratis gehabt." Quidam wollte etwas sagen, holte Luft, verschluckte sich, lief blaurot an und zerplatzte.

r.

AMERIKANA

Für die gründliche Säuberung der New-Yorker Freiheitsstatue hat man jüngst die Kleinigkeit von 385 000 RM blechen müssen! Ein Beweis, wie sehr das Symbol der amerikanischen Freiheit unter Roosevelts Judenclique gelitten hat.

*

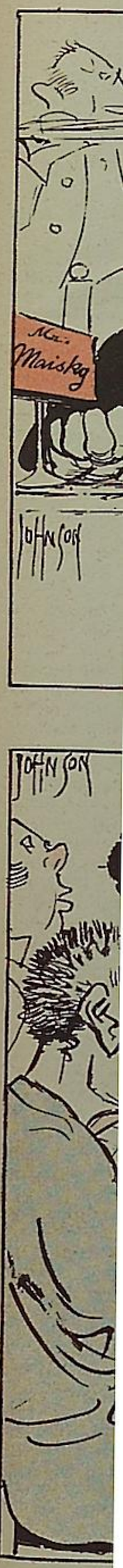
Mr. Miller aus Pittsburg unternahm mit seinem Söhnchen die langersehnte Urlaubsreise. Die ersten Bauerndörfer regen den wißbegierigen kleinen Großstädter zu vielen Fragen an, die der Vater treu und brav beantworten muß. — „Was ist das Papa?" — „Ein Hahn, mein Kind." — „Warum kräht er?" — „Er kräht jedesmal, mein Junge, wenn ein Mensch lügt." — „Aber Vati, im Schulbuch steht, daß alle Hähne schon um 3 Uhr früh krähen, da ist doch noch kein Mensch zum Lügen auf!?" — „Du irrst dich, mein Liebling", und lächelnd streichelt er seinem Erzeugnis den Kopf, „nicht alle schlafen; denn um 3 Uhr früh werden ja schon die ersten New-Yorker Morgenblätter gedruckt."

n.

Hauptmann v. Werra

Du flohst, zum Opfer neu bereit,
und flogst in die Unsterblichkeit.

atz.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0726

© Universitätsbibliothek Heidelberg

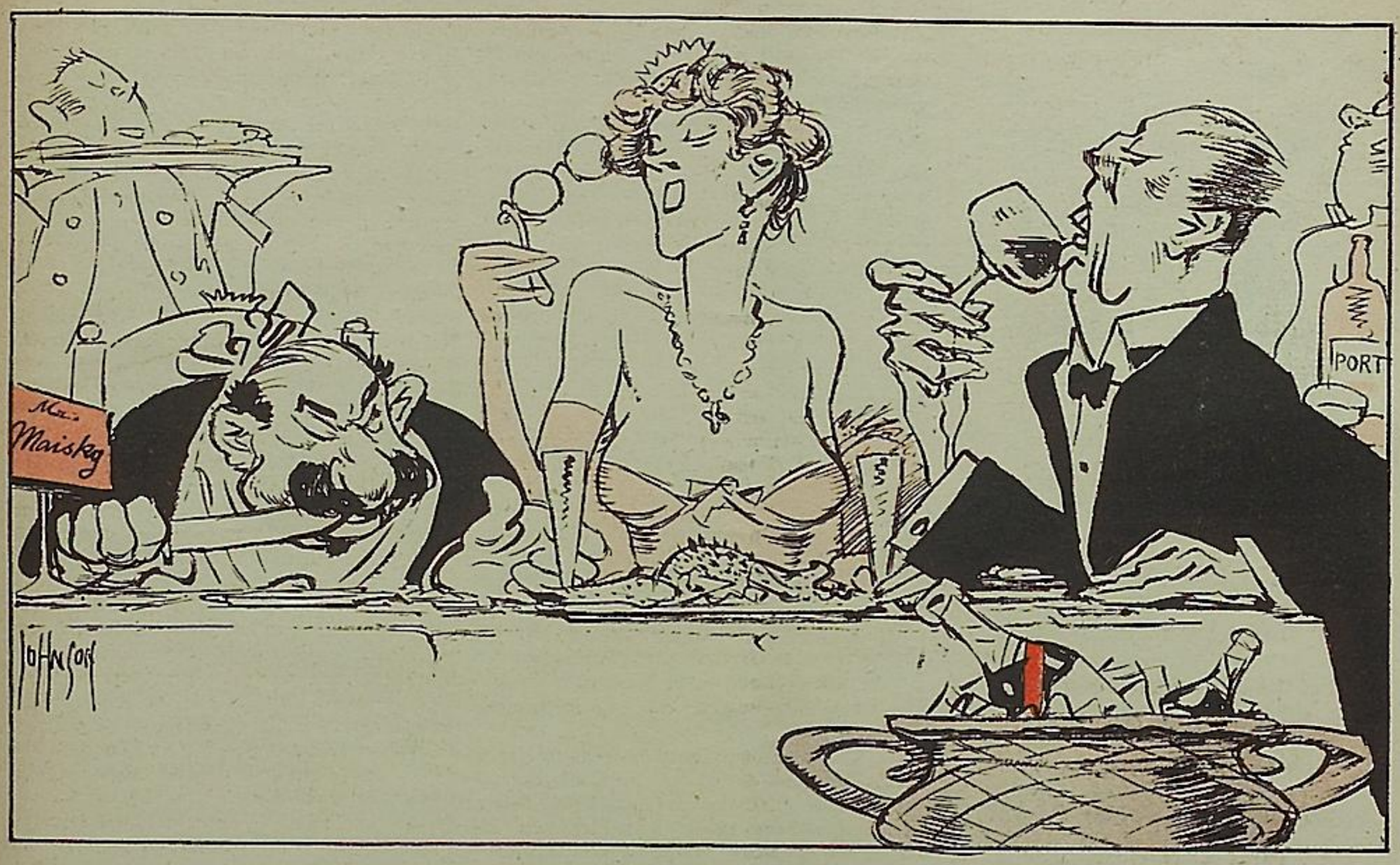
Zäpfchen,
lie Rasur."
er Kellner
vornherein
Ihnen an-
dann über-
lie Höhe",
Puls aus!
ißen, weil
ob Sie nich
haben für
er ja mal
enn haben
Jastwirt-
n Sie mir
passen Se
der Braten
Der Kellner
so schnell
rvierte ihm
m hatte er
dergesetzt,
all bekam:
nach links
n Sie dazu,
! Jrade so
pfeifen in
hemelbeine
elber inha-
Und nun
Quidam die
gte: „Sehr
enst ist so-
ein letzter
sich an die
ffeln pellte,
Gegenüber:
sich selbst
sie bei Kar-
rscheinlich,
nichts Ge-
önnen bloß
Nährwert.
i ihr sitzen
Wenn Sie
n — mein
nfzig, aber
is gehabt."
e Luft, ver-
n und zer-
r.

der New-
jüngst die
nen müssen!
ol der ame-
Roosevelts

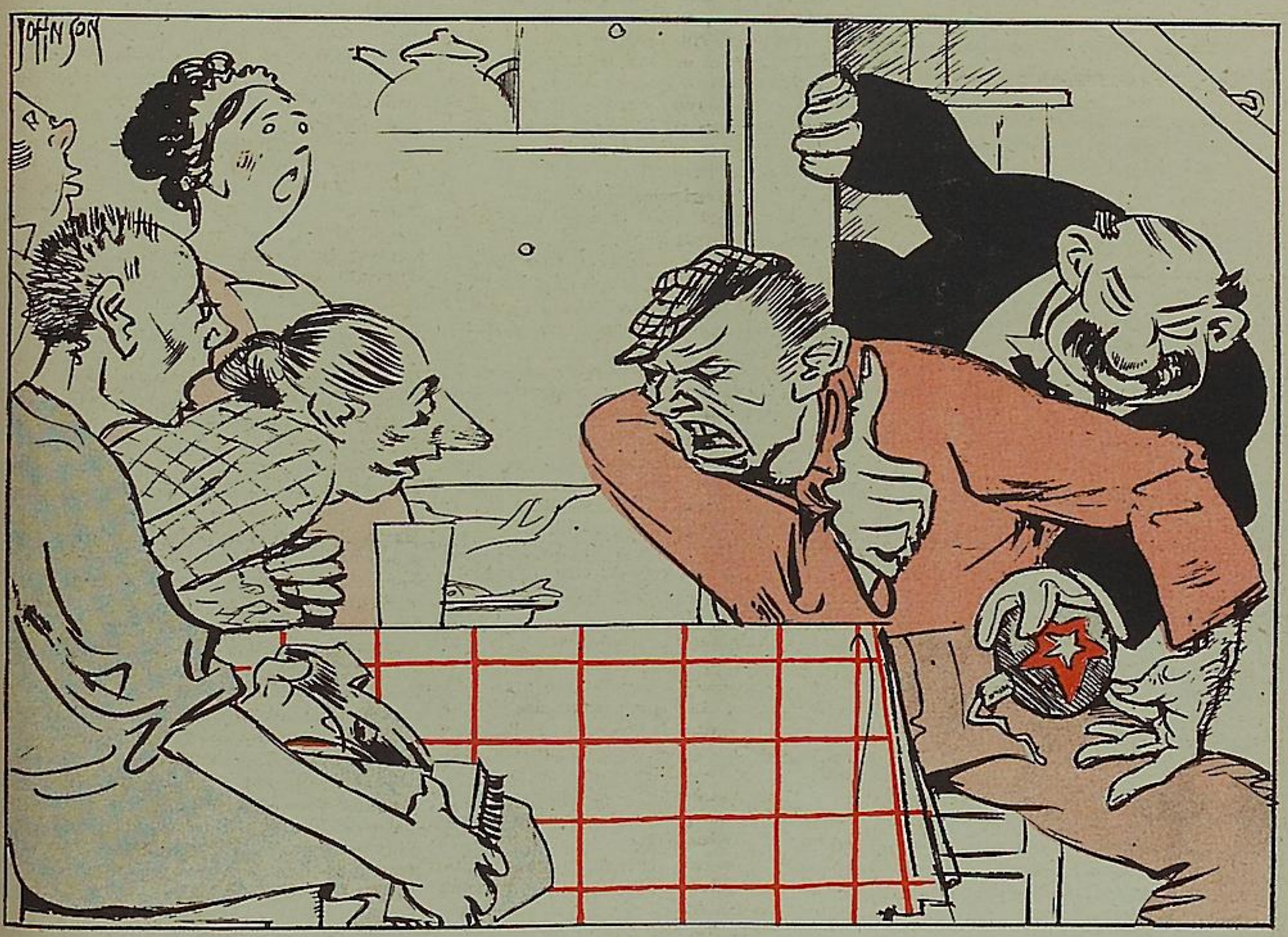
ernahm mit
nte Urlaubs-
r regen den
dter zu vie-
eu und brav
das Papa?"
— „Warum
esmal, mein
" — „Aber
alle Hähne
da ist doch
auf!?" —
und lächelnd
den Kopf,
3 Uhr früh
New-Yorker
n.

ca
bereit,
keit. atz.

EIN UNANGENEHMER GAST –



– IM OBERSTOCK



– IM SOUTERRAIN

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0727
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

GEORG ALEXANDER

Im Berliner Komödienhaus wird zur Zeit ein Stück gespielt mit dem Titel „Die Rolle des Ehemanns". Es handelt von einem Schauspieler, der zeitlebens immer nur Ehemänner gespielt hat, und diesen Schauspieler stellt — nun wer anders wohl als Georg Alexander dar. Und auch da erweist sich wieder einmal das ungewöhnliche gestalterische Vermögen dieses Künstlers, der selbst die Typisierung und Normierung durch den Film mit Haltung und Erfolg überstanden hat.

Ehemänner in tausend Verlegenheiten, leicht zerknautschte Kavaliere, liebenswürdig-angetrottelte „Hohe Herren", morbide Lebemänner und zu kurz gekommene Möchtegern-Eroberer — das sind so die Aufgaben, die der Film schon seit seiner stummen Zeit immer wieder mit Vorliebe Georg Alexander anvertraut.

Und Noblesse der Darstellungsmittel, Diskretion in der Handhabung komischer Wirkungen und ein kleines bißchen von jenem satirischen Humor, der mit einem nur leicht angedeuteten Zuviel das ganze Genre lächerlich macht — damit löst er — immer wieder neu und originell — diese Aufgaben, die eigentlich Rollen-Schemen sind.

So hat er uns durch viele Jahre etwas gegeben, das viel mehr wert ist als das dröhnende Gelächter der überschäumend-fröhlichen Gedankenlosigkeit, das stille, kennerische, behagliche Schmunzeln, das man mit nach Hause nehmen und einen ganzen, langen grauen Alltag hindurch aufbewahren kann.

Und noch etwas lieben wir an Georg Alexander: er hat immer Zeit, er gehört nicht zu jenen „saloppen Kavalieren", die augenscheinlich die Absicht haben zu verreisen und deshalb — die Hände schon eingepackt haben — in ihren Taschen. Auch wenn sie sich mit einer Dame unterhalten! Als einer der letzten edlen Ritter vom guten Benehmen wandelt er durch seine Rollen. Er sei dafür bedankt!

R. S.

Im Rampenlicht...

DIE PROBE

Es gibt Leute, die behaupten, das Sprichwort: „Probieren geht über Studieren" sei im Theater entstanden. Das sind die sogenannten „Schwimm-Meister", die grundsätzlich auf das Studium ihrer Rolle verzichten, von jeder Sachkenntnis und Textkenntnis ungetrübt zur Probe kommen und sich dort entweder von den Wogen des Dialogs treiben lassen oder im Rhythmus des Verses und vor dem Souffleurkasten so lange herumschwimmen, bis sie durch endlose Wiederholungen ihres Parts und durch rücksichtslose Inanspruchnahme ihres Partners den Text rein mechanisch einigermaßen sicher dem Gedächtnis eingeprägt haben.
Diese Leute verkennen Sinn und Absicht einer Theaterprobe ebenso wie jene anderen, die „fertig studiert" zur ersten Stellprobe erscheinen und nun — ohne Rücksicht auf Mitspieler und Ensemblewirkung — das einmal Gelernte unverändert beibehalten, auch wenn es in dieser Form falsch ist.

Immer nur Rücken ...

New York hat wieder einmal seinen kleinen Gesellschaftsskandal. Ein junges Mädchen, das einem jungen Mann, von dessen Anwesenheit es nicht eben erbaut war, dauernd den schönen Rücken zudrehte, war recht überrascht, als der junge Mann ihr plötzlich mit einem Ruck das Kleidchen vom Körper riß. Vor Gericht behauptete er, immer nur Rücken, das mache ihn wahnsinnig.
Den jungen Mann darf man vorläufig nicht ins Parkett setzen ...

p. b.

Da geht denn nun wirklich Probieren über Studieren, und ein wirklicher Spielleiter wird dabei immer die dem Darsteller gemäße beste Ausdrucksform finden.
Das ist gar nicht so einfach, denn auf der Probe tobt sich die Mimen-Eitelkeit hemmungslos aus. Da ist beispielsweise der „denkende Schauspieler", also einer von denen, die dem Grundsatz huldigen, daß zwischen zwei Punkten die gerade Linie die langweiligste ist, und die deshalb in den harmlosesten Satz irgendeine Bedeutsamkeit hineingeheimnissen. Da sind weiter die Psychologen, also die Leute, die jede Figur, die sie dem Publikum als eine menschliche Ganzheit nahebringen sollen, vorher auseinandernehmen und meistens nicht wieder richtig zusammensetzen können. Ihre Bemühung, auf analytischem Wege Menschen von Fleisch und Blut verständlich zu machen, erinnert mich immer an jene Abart von Optimisten, die es für möglich hält, mit einer verbogenen Büroklammer die Tür eines Banksafes zu öffnen.
Als dritter Typ ist noch der „Komödiant" zu erwähnen, der „Kulissenreißer", dem Goethe und Marlitt, Shakespeare und Gustav von Moser, Hamlet und „Charleys Tante" in gleichem Maße nur dazu dienen, seine werte Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen. Zu Hause hat er seine Rolle einmal flüchtig durchblättert und dabei festgestellt, er sei nur „Reifenhalter" seines Partners, er „habe" weder einen Aktschluß noch gar den Stückschluß, und infolgedessen „taugt die ganze Komödie nichts".
„Komödie" nennt er jedes Stück, auch das traurigste Trauerspiel. Was jedoch den „Reifenhalter" betrifft, so scheint er mir das Musterbeispiel einer verquatschten Metapher zu sein. Beim Versuch, seinen Sinn zu ergründen, bin ich immer wieder darauf gekommen, daß der „Reifenhalter" augenscheinlich der Raubtierlehrer ist, der seine Löwen durch einen Reifen springen läßt. Da aber hierbei der Beifall nicht dem Löwen, sondern seinem Lehrer gilt, ist die Abneigung gegen die Rolle des „Reifenhalters" logisch unbegründet. Aber — wer fragt auf einer richtigen Theaterprobe schon nach Logik.
Auf der Probe vereinigen sich nun die oben skizzierten verschiedenartigen Darsteller-Temperamente unter Leitung des Regisseurs zu dem Versuch einer möglichst getreuen Wiedergabe des Bühnenwerkes. Wie getreu diese Wiedergabe ist, hängt von der Veranlagung des Spielleiters ab. Gehört er zur Gattung der „Sachlichen", dann hat er sich im stillen Kämmerlein einen genauen Plan entworfen, wie und wohin er die von ihren Rollen Besessenen steuern will. Da Schauspieler aber Menschen und keine Marionetten sind, kommt es meistens ganz anders, als er sich's gedacht hat, wofür ihm dann in der Presse das Lob gespendet wird, er habe die Darsteller glänzend geführt.
Gehört er zu den Intuitiven, so macht er es wie die Schwimm-Meister unter den Mimen: er kommt durchaus jungfräulich auf die Probe und läßt sich überraschen.
Zu den „Sachlichen" gehörte der Münchener Intendant Graf Stollberg, der während einer Probe wütend auf das Regiepult schlug und schrie: „Diese Schlamperei muß aufhören! Die Herrschaften müssen pünktlich zu ihrem Auftritt anwesend sein! Wozu habe ich denn einen Inspizienten?!" — Und als der Inspizient den schüchternen Einwand wagte, der Auftritt habe doch geklappt, donnerte ihn der hohe Herr an: „Denken Sie, ich kenne mein Regiebuch nicht? Hier steht es klar und deutlich: ‚Tod tritt auf mit Hippe!' — Nun sehe ich zwar den Tod, aber wo — frage ich Sie — wo ist Hippe?!"
Zu den Intuitiven gehörte Fritz Viehweg, der verstorbene Direktor des Leipziger Schauspielhauses. Er schickte eines Morgens den Theaterdiener zu Lina Carstens, und der entledigte sich folgenden Auftrags: „Der Herr Direktor läßt schön grüßen. Gnädige Frau brauchten heute nicht zur Probe zu kommen. Herr Direktor hat eben das Personenverzeichnis gelesen und findet, das Stück ist nischt für unser Theater!" — So viel über die Probe, gesehen von einem Ketzer. —
In Wirklichkeit ist die Probe etwas ganz anderes: nämlich Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit, und alles „zum Vergnügen der Einwohner!"

r. s.

Meinung

Bei einem Ab
hohen Richter
dem Feldherr
rig manchmal
hörte sich d
knurrte dann
Recht ist Rec
damit Ihr wa
janzen Kram?

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0728
© Universitätsbibliothek Heidelberg

er die Tür

omödiant“
ßer“, dem
und Gustav
eys Tante“
enen, seine
ergrund zu
olle einmal
estgestellt,
s Partners,
ß noch gar
sen „taugt

, auch das
edoch den
int er mir
schten Me-
einen Sinn
eder darauf
er“ augen-
, der seine
ngen läßt.
t dem Lö-
ilt, ist die
s „Reifen-
ber — wer
heaterprobe

un die oben
Darsteller-
des Regis-
glichst ge-
erkes. Wie
gt von der
Gehört er
ann hat er
en genauen
er die von
n will. Da
keine Ma-
stens ganz
wofür ihm
endet wird,
geführt.
nacht er es
len Mimen:
h auf die
.
Münchener
hrend einer
schlug und
aufhören!
nktlich zu
Wozu habe
— Und als
n Einwand
geklappt,
: „Denken
icht? Hier
d tritt auf
r den Tod,
t Hippe?!“
z Viehweg,
Leipziger
es Morgens
stens, und
Auftrags:
n grüßen.
nicht zur
r hat eben
und findet,
heater!“ —
von einem

twas ganz
und noch
Vergnügen
r. s.

Miß Britannia: „Ou – und ich dachte, ich wäre immun gegen die neue Freundschaft!“

Meinung

Bei einem Abendessen lernte Wrangel auch einen hohen Richter kennen. Der Richter bemühte sich, dem Feldherrn auseinanderzusetzen, wie schwierig manchmal die Rechtsprechung sei. Wrangel hörte sich das eine Weile geduldig an und knurrte dann: „Wie kann det so schwer sein? Recht ist Recht und Unrecht ist Unrecht! Aber damit Ihr wat zu dun habt, mischt Ihr woll den janzen Kram?“

p. b.

Sinnbildlich

Wilhelm Trübner (1851 bis 1917) hatte einmal einen Bankier zu porträtieren, zu dessen Tätigkeit das Wort vom „einen Fuß im Zuchthaus“ paßte. Dieser meinte selbstgefällig:
„Soll ich nicht eine bezeichnende Geste machen? Etwa die Hand in die Tasche stecken?“
„Aber bitte nicht in Ihre!“ winkte der Maler ab, „dann werde ich noch ein Modell kommen lassen!“

g. n.

Vom Verraten

Bei einem Hoffest, an dem auch die „kleine Exzellenz“ Menzel teilnahm, machte sich ein junger Graf, der die Malerei mit großem Eifer, aber sehr geringem Können betrieb, an den Künstler und fragte ihn vertraulich:
„Können Sie mir nicht verraten, wie Sie die Lichtwirkungen in Ihren Bildern hervorbringen?“
„Ich bin kein Verräter an der Kunst!“ knurrte Menzel und sprach von anderen Dingen.

g. n.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0729
© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

„Aida" hat nicht gefallen

Ein gewisser Signor Bertani aus der kleinen Provinzstadt Reggio Emilia hatte in Parma eine der ersten Aufführungen der „Aida" besucht, war aber nicht auf seine Kosten gekommen. Er nahm daher Feder und Papier und schrieb an den Meister Verdi einen Brief des Inhaltes: Er sei in Parma gewesen und habe sich die „Aida" angehört, er habe zwar die Inszenierung und die Bemühungen der Künstler bewundert, aber im ganzen habe ihm die neue Oper des Meisters nicht gefallen. Er sei nun nach vier Tagen noch einmal nach Parma gefahren, habe wieder acht Lire für den Platz bezahlt und habe wieder kein Gefallen an dem Werk gehabt. Nun sei er ein armer Schlukker und müsse sehr mit seinem bißchen Gehalt haushalten, das herausgeworfene Geld laste wie ein Gespenst auf ihm, und er bäte daher den Meister, ihm doch seine ziemlich hohen Auslagen zu ersetzen. Es folgte die Rechnung: Eisenbahn hin und zurück, Eintrittskarten und „abscheuliches Essen", dasselbe zweimal, mache 31,80 Lire. Diese Summe erbäte er von Meister Verdi zurück. Man kann sich dessen Überraschung vorstellen, als er diesen rührenden Brief las. Verdi nahm die Angelegenheit von der heiteren Seite und schrieb seinem Verleger Ricordi folgenden Brief:

„Ich bin nicht abgeneigt, um diesen Jüngling von seinen schrecklichen Gespenstern zu befreien, die seine Stimmung bedrohen, diese kleine Rechnung zu bezahlen, die er mir vorgelegt hat. Ich bitte Sie also, durch Ihre Bank von meinem Konto diesem Herrn Bertani 27,80 Lire zurückzuerstatten. Es ist nicht die ganze Summe, die er fordert; aber sein Essen bezahle ich nicht. Er hätte ja gut zu Hause essen können. Aber wohl verstanden: Er muß eine Quittung ausstellen und außerdem eine Erklärung abgeben, daß er verspricht, niemals wieder eine Oper von mir zu besuchen, damit er sich die Gespenster und mir die Finanzierung seiner weiteren Opernreisen erspart."

Ricordi forschte zunächst nach, ob es in Reggio wirklich einen Bertani gab, und dann kam die Sache nach einigen Verhandlungen rasch in Ordnung. Bertani bekam sein Geld gegen folgende Quittung:

„Der Unterzeichnete erklärt, von Herrn Verdi die Summe von 27 italienischen Lire und 80 Centesimi erhalten zu haben auf Spesenkonto für zwei Reisen nach Parma, um die ‚Aida' zu hören, deren Autor diese Entschädigung für berechtigt hält, da jenem die Oper nicht gefallen hat. Zugleich erklärt er, niemals wieder eine Verdi-Oper besuchen zu wollen; sollte er es dennoch tun, so verzichtet er hiermit feierlichst auf die Erstattung irgendwelcher Spesen, die durch den Theaterbesuch entstehen könnten, gleichgültig, wie sein Urteil über das Stück ausfallen sollte. Prospero Bertani."

Adolf Peter Paul

Das Testament

Ein Kaufmann in Oregon (USA.) hatte nacheinander acht Damen einen Heiratsantrag gemacht, die aber alle acht abgewiesen wurden. Jetzt starb der Mann als Junggeselle und vermachte zum Entsetzen seiner Verwandten sein gesamtes Vermögen diesen acht Damen, weil sie ihm durch ihre damalige Abweisung die Möglichkeit verschafft hätten, ein ruhiges und sorgenfreies Leben zu führen.

Das ist wirklich Dankbarkeit bis über das Grab hinaus! h. k.

Versicherung

In USA. kann man sich gegen eine Zunahme des Körpergewichts versichern lassen. Sobald das Körpergewicht eine bestimmte Grenze überschreitet, wird die versicherte Summe ausbezahlt.

Das ist die amerikanische Abwandlung des Sprichwortes: „Iß, um zu leben, und leb, um zu essen!!" h. k.

Berliner Professoren

Eine Zeitlang war es üblich, daß die Leuchten der Berliner Universität populärwissenschaftliche Vorträge hielten, die zwar lebhaften Zuspruch fanden, über die aber der Berliner Witz folgendes Urteil fällte: „Der Saal faßt nicht die Zuhörer, und die Zuhörer fassen nicht den Vortrag."

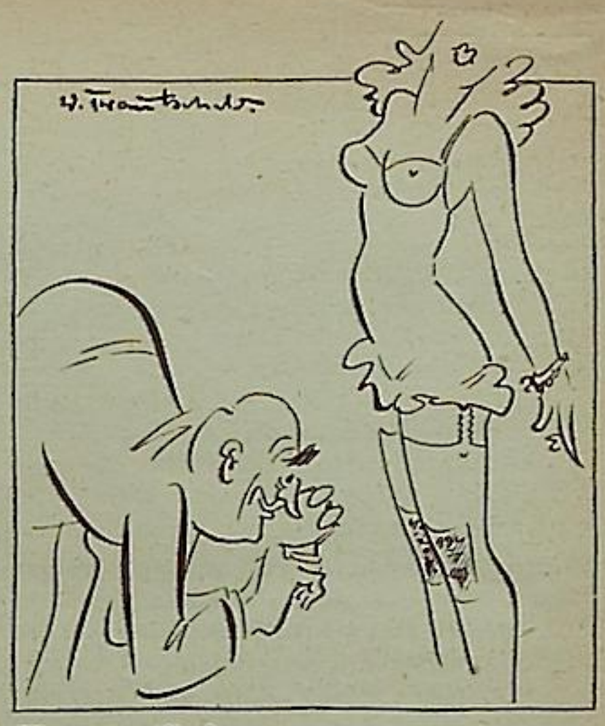
Anläßlich der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches wurde auch der berühmte Berliner Jurist Hermann Staub aufgefordert, solche populären Vorträge zu halten. „Nein!", antwortete er, „diese Vorträge sollen ihren Charakter als Staub-freie Müllabfuhr nicht verlieren!"

MOSKAUER ZWEIFLER

„Je länger ich es bedenke, Genosse Kommissar: Hunger und Liebe söllen nach der reinen Lehre von Karl Marx die Weltgeschichte bewegen – – ich finde, er hat etwas vergessen dabei . . ."

„Was denn, mein Täubchen?"

„Den Durst."



Herrenartikel

Den letzten Schrei auf dem Gebiete des Reklamewesens hat ein New-Yorker namens Elliot Stark ausgestoßen. Er hat hundert junge, hübsche Mädel engagiert, die ihm ihre Kniee als Reklamefläche zur Verfügung stellen. Den so gemieteten „Flächenraum" vermietet er nun wiederum seinerseits an Firmen und Hersteller verschiedener Erzeugnisse. In der Hauptsache werden die Kniee mit der Anpreisung von Herrenartikeln bemalt.

Das ist wenigstens stilecht, denn hübsche Mädchenkniee waren von jeher ein beliebter Herrenartikel. k. v.

Landschinken

Als Liliencron in Kiel lebte, kam eines Tages ein Bäuerlein zu dem in der ganzen Umgegend wohlbekannten Dichter und bat ihn, ihm ein Hochzeitsgedicht für die Trauung seiner Tochter anzufertigen. Er erklärte sich bereit, dem Dichter dafür einen Schinken zu zahlen. Schon wollte Liliencron ablehnen, dann aber dachte er an seine schmale Haushaltskasse und sagte: „Sagen Sie, was ein richtiger Schinken ist, der besteht doch aber wohl aus zwei Hälften?"

Lachend bewilligte der Bauer die zwei Schinken. Beyc

Enttäuschung

In Höglund (Schweden) erklärte eine 100jährige Frau, daß sie auf die kalten Seebäder, die sie bis zu ihrem 100. Geburtstag genommen hatte, von jetzt an verzichten wolle. Es fände sich niemand mehr, der den Mut habe, bei kühlster Temperatur mitzumachen.

Das nennt man Enttäuschung! Und dabei hat die alte Dame wahrscheinlich einen so reizvollen Badeanzug, daß sie bis zum Gefrierpunkt noch auf Begleitung rechnen zu können geglaubt hat! v. b

SCHWAN AUF DER ALSTER

Am Alsterfährhaus zieht ein Schwan
mit stolzer Grazie seine Bahn.
Wie er sich wendet und sich dreht,
ist jeder Zoll ganz Majestät.
Das schöne Bild das Herz erbaut,
wenn man nicht bis nach unten schaut.
Verläßt der stolze Schwan sein Reich,
dann watschelt er der Ente gleich.
Wie er so latscht und wackelnd geht,
fürwahr — bar jeder Majestät.
Er wirkt als König bis zum Knie,
doch dann versagt die Poesie.
Zur Wirkung braucht der Schwan den See
so wie der König sein Milieu.
Zerstört man nun die Phantasie,
bleibt ein gewöhnlich Federvieh.
So offenbart sich jederzeit
wie hier die Unvollkommenheit.
Die Liebe urteilt nicht so roh,
denn Leda liebt den Schwan auch so.

Fred Endrikat

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0730
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Briefkasten

Pforzheim. O. H. Im „Pforzheimer Anzeiger" Nr. 256 wird über eine Sängerin gesagt: „Die zweite Überraschung war, als sich die Sängerin mit dem volltönenden Kontra-Alt auch als eine Meisterin des Instrumentes des erdengelösten, reinen Luftklanges, der Flöte, entpumpte."
Erdengelöster reiner Luftklang macht, von einer Meisterin des Instruments gepumpt, in Pforzheim begreiflicherweise stärksten Eindruck.

Feldpost. Über den Verlauf der Leipziger Messe schreiben die „Leipziger Neusten Nachrichten" Nr. 244: „Die Bemühungen der alten Handelsmetropole Leipzig, trotz aller Kriegsschwierigkeiten einen reibungslosen Messerverkauf zu sichern, können als restlos geglückt bezeichnet werden."

Gerade beim Verkauf von Messern ist auf einer Messe doppelte Vorsicht geboten, damit nicht aufgeregte Messebesucher blindlings um sich stechen.

Halle. E. M. L. In der „Mitteldeutschen National-Zeitung" Nr. 269 findet sich folgende Anzeige: „Eine große Auswahl von echten, jungen, starken Arbeitspferden steht ab heute zum preiswerten Verkauf und Tausch."

Ja, es gibt auch falsche Pferde,
denket an den Pegasus,
der für dichterische Werte
bildet oft die härt'ste Nuß;
wenn ein Dichter, schönheitstrunken,
diesem Gaul die Sporen gab,
fällt es ein oft dem Halunken,
daß er wirft den Reiter ab!

Düsseldorf. Cl. Pl. In den „Düsseldorfer Nachrichten" vom 1. November lesen wir folgende Anzeige: „Witwer, 72 J., auss. wie ein 62jähr., oh. Anh., sehr rüstig, solide, gesund, m. gut. Charakter, freier Beruf, gut. Verdienst, Rentenempf., gute Ersp., wünscht mit e. gut., korpul. Frau, ohne Anhang, von 55—65 J. in Verbindung zu treten zwecks später. Heirat."
Der alte Herr mag sich beruhigen: eine korpulente Frau in diesen Jahren ist immer gut.

MONDFRAU UND SILBERVASE

EIN ALTCHINESISCHER FRAUENROMAN

Deutsch von Franz Kuhn

Ein farbenprächtiges Sittengemälde aus einer der denkwürdigsten Epochen des alten China

Gebunden RM 8.50

STEINIGER-VERLAGE BERLIN
im Dom-Verlag

ADVENTSPUK

Die letzte Kerze am Ankunftkranz
hat mir die Kammer mit Schatten und Glanz
in Kacheln und Scheiben und Augen belebt.
Und auch mein Schädelschatten erhebt
sich aus den Kissen über das Gold
auf Bücherrücken, die heimlich hold
herleuchten, mich lockend, zu lesen im Licht
von Liliencron ein Liebesgedicht.

Da knistert der Docht und lischt der Daus
in tannenduftiges Dunkel aus.
Und träumend hab ich der Liebsten gedacht:
da hör ich, als ob ein Kobold lacht,
verschmitzt eine Stimme aus Bücherbauch:
„Du brauchst nicht zu lesen,
du dichtest ja auch —
sonst fällt dir wohl gar"
— und mit schnarchendem Ton
erwach ich — „was ein von Liliencron".

Heinrich Noeren

Hamburg-Gr. Flottbek. E. G. M.: Im „Hamburger Fremdenblatt" Nr. 300 lesen wir folgende Anzeige: „Brillant-Ring und Brillant-Kollier usw., billig, für Verpflegungsbetr. in größeren Mengen gesucht."
Wird das Hamburger Verpflegungspersonal regelmäßig mit Brillantringen und Brillantkolliers honoriert?

Verden. H. W. In den „Bremer Nachrichten" Nr. 304 steht zu lesen: „Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme zu unserer Vermählung sagen wir allen Verwandten, Bekannten und Nachbarn herzlichen Dank."
Da wollen auch wir nachträglich noch unsere herzliche Teilnahme zu dieser Vermählung aussprechen.

Halle a. S. K. G. In den „Hallischen Nachrichten" Nr. 233 steht zu lesen: „Hausangestellte kann sich wegen meiner Verheiratung um meine Stellg. bewerb., nicht unter 20 J., bevorzugt. Vizepräsident K ..."
Nanu! Will denn der Herr Vizepräsident wegen seiner Verheiratung die Stellung aufgeben? Und glaubt er, daß eine Hausangestellte ihn ersetzen kann?!

Feldpost. Im Gerichtssaalbericht der „Flensburger Nachrichten" Nr. 244 wird über die Verurteilung einer Polin gesagt: ‚Aus Rache beschloß sie, ihre Arbeitgeber umzubringen. Sie mengte in den Kuchenteich Glassplitter, in der Hoffnung, daß daran der Bauer und die Bäuerin sterben würden. Die Glassplitter wurden jedoch im Kuchenteich entdeckt."

Ehe Bauer und Bäuerin in dem Kuchenteich baden gingen.

Hamburg. v. S. Im „Hamburger Fremdenblatt" Nr. 349 ist zu lesen: „Füllfederhalter verloren mit Monogramm Adolf Riege, da Andenken geg. 10,— M. u. 1 Fl. Jamaikarum abzg."
Sollte sich der betreffende Füllhalter nicht finden, so bietet der Kladderadatsch den seinigen gegen die Flasche Jamaikarum an ...

Gera. Der „Falkensteiner Anzeiger" Nr. 247 schreibt über einen angeblichen Sieg der Sowjets bei Wjasma: „Gierig greift Reuter heute den angeblichen Bericht eines Schlachtkorrespondenten der ‚Prawda' auf, in dem behauptet wird, daß es den sowjetischen Truppen, die die Deutschen bei Wjasma angeschlossen hatten, gelungen sei, nach zwölftägigem Kampf durchzubrechen. Sie befänden sich, so meldet Reuter, jetzt beim Gros der Armee."
Ja, sie haben den „Anschluß" gefunden und befinden sich jetzt beim Gros der russischen Armee — in den deutschen Gefangenenlagern.

Kirchdorf. O. F.: Die „S.....er Kreiszeitung" meldet: „Unter den Siegern im Milchleistungswettbewerb befindet sich auch eine Tochter unserer Gemeinde, und zwar Frau T., geb. B., von hier. Ein Bild im Wochenblatt zeigt uns neben anderen Siegern im Milchleistungswettbewerb auch Herrn und Frau T. vor dem Brandenburger Tor in Berlin.

Stolz der Frau, die Prämie winket,
weil die Milch ihr wohl steht an,
doch mir unverständlich dünket,
daß man auch prämiiert — den Mann!

Bad Honnef. Kl. Der „Albtalbote" Nr. 251 überschreibt die Mitteilung von einer Versammlung: „Die Bühnenzüchter tägen morgen in Ettlingen."
Daß die Bühnen-Zucht jetzt organisiert wird, ist sehr zu begrüßen. Es wird eben überall ein Bienenfleiß entfaltet!

Hofgeismar. E. M. In der „Frankfurter Zeitung" Nr. 430/31 finden wir folgende Vermählungsanzeige: „Ihre Vermählung geben bekannt: R. M., A. M. M., geb. K., Br. im August 1941. Weidmannsheil."

Wenn ihr wollt des Ehstands Plagen
kühn mit Jägermut ertragen
und in allen Lebenslagen
immer nur das Glück erjagen,
laßt uns zu der Hochzeit Tagen
kräftig „Weidmannsheil" euch sagen!

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Stellvertreter: Betty Fiedler, Berlin — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf: 165501. Postscheckkonto: Berlin 20781 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N.Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0731

© Universitätsbibliothek Heidelberg

G 5442 3

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

GARVENS

STALIN-MÜNCHHAUSEN

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0732

© Universitätsbibliothek Heidelberg

A 2

30 PF.

Kladderadatsch

NUMMER 50 · 94. JAHRGANG · BERLIN, 14. DEZEMBER 1941

Akad. Lesehalle Heidelberg

ABWÄRTS

„Fahren darfst du, Kleiner, aber steuern tue ich!“

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0733
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Der Fall Shakespeare

Der Londoner Geheimkorrespondent des „Kladderadatsch“ hat sich nach gründlicher Durchorganisierung der Siebenundzwanzigsten Kolonne wieder seiner ursprünglichen Aufgabe zugewendet, nämlich der Ausspähung öffentlicher Geheimnisse aus der Welt der britischen Diplomatie.

Als erstes Ergebnis dieser Tätigkeit übermittelt er uns den im folgenden abgedruckten Bericht über den Fall Shakespeare.

London, im November 1941.

In Regierungskreisen waren seit einigen Tagen Gerüchte im Umlauf, die von dem Zerwürfnis des Premierministers mit einem bekannten Berufsdiplomaten wissen wollten. Diesen Gerüchten liegt folgender Sachverhalt zugrunde:

Gestern berief Winston Churchill den Unterstaatssekretär Shakespeare zu sich und legte ihm nahe, den Angehörigen seiner Familie zu verbieten, durch zweideutige Äußerungen das Vertrauen zur Regierung zu untergraben. Der Unterstaatssekretär bat um nähere Angaben und erfuhr daraufhin von W. C., ein Mann namens Shakespeare habe erklärt: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.“ Hierin müsse er, Churchill, eine unzulässige Kritik an seiner letzten Rede erblicken, in der er gesagt habe, bis zum Ende des Krieges würden zwei Geier über England kreisen, nämlich die Invasion und die Luftgefahr. Die Äußerung des besagten Shakespeare werde nun in der Öffentlichkeit dahin gedeutet, daß es außer den beiden genannten Geiern zwischen Himmel und Erde noch einen dritten gebe, von dem sich die Schulweisheit der Regierung nichts träumen lasse, nämlich den Pleitegeier.

Der Unterstaatssekretär wendete ein, daß die Behauptungen und Befürchtungen Churchills unbegründet seien. Der ungebildete Teil der Bevölkerung, die geldbesitzenden Lords, wüßten nur allzu genau, daß der drohendste Geier nicht die eigene Pleite sei, sondern vielmehr jener bekannte USA.-Vogel, der dabei sei, überall im „Machtbereich“ des Empire seine als Stützpunkte getarnten Nester zu bauen.

Der minderbemittelte Engländer, der mangels Gelegenheit zum Golfspiel eher einmal dazu komme, ein Buch zu lesen, wisse genau, daß der angebliche Shakespeare in Wahrheit ein Pseudonym der hunnischen Dichter Schlegel und Tieck sei, die ihre Bühnenwerke ins Englische hätten übersetzen lassen, um — beispielsweise durch die perfide Wendung „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage“ — Zweifel an der Berechtigung von John Bulls Weltbesitz zu erwecken.

W. C. nahm diese Erklärung mit Genugtuung zur Kenntnis, verlangte aber darüber hinaus, daß Mister Shakespeare durch einen allgemeinverständlichen, positiven Kommentar zur letzten Unterhausrede des Premierministers den üblen Eindruck verwischen müsse, den das angebliche Shakespeare-Zitat in der britischen Öffentlichkeit hinterlassen habe.

Der Unterstaatssekretär versprach, diesem Wunsche seines hohen Herrn Chefs zu willfahren.

London, Anfang Dezember.

Dem Geheimberichterstatter des „Kladderadatsch“ ist es gelungen, folgenden Entwurf zu einer Rundfunkrede Shakespeares zu photokopieren:

„Wir wissen, daß unser verehrter Ministerpräsident Winston Churchill vor nichts zurückschreckt, nicht einmal vor dem Tode anderer Leute, weshalb denn auch sein bekannter Wahlspruch lautet: „Ich liebe das Leben, aber ich fürchte den Tod nicht!“

Wenn er nun in seiner Rede vor dem Unterhaus ganz offen gesagt hat: „Im ersten Kriegsjahre haben wir kein Kriegsmaterial erzeugt und im zweiten nur wenig. Wir sind heute nicht einmal imstande, die notwendigen Gewehre für unsere Armee zu schaffen“, so hat er doch gleichzeitig auch das große Wort geprägt, daß es auf die Gewehre nicht ankomme, denn eine wirklich gute Wehrmacht habe noch andere Kampfmöglichkeiten. Diese trostreichen Worte möchte ich näher erläutern, und ich möchte damit zugleich auch beweisen, daß allein und ausschließlich Churchill unsere Hoffnung auf den Sieg darstellt.

Es gab bekanntlich eine Zeit, in der Gewehre noch gar nicht erfunden waren. Damals kam es vor, daß die Menschen mit Hellebarden, Spießen und Dreschflegeln gegeneinander zu Felde zogen.

Auch damals schon war es — trotz des Fehlens von Feuerwaffen — üblich, daß eine der beiden kriegführenden Parteien siegte. Deshalb brauchen auch wir nicht den Mut zu verlieren. Wir können uns mit der alten, britischen Waffe verteidigen, denn der größte F l e g e l der Welt, Winston Churchill, befindet sich unbestreitbar in unserer Mitte.“

Soweit die Ausarbeitung des Unterstaatssekretärs Shakespeare. Wie Ihr Korrespondent erfährt, hat sie nicht die erhoffte Billigung des Herrn Premierministers gefunden. Im Gegenteil erblickte er in der Erwähnung des Dreschflegels sowohl eine Anspielung auf die mißliche Ernährungslage der Insel wie auch auf die Tatsache, daß man ihm ohnehin schon verschiedentlich vorgeworfen hat, er pflege im Parlament leeres Stroh zu dreschen. Die Situation des Unterstaatssekretärs Shakespeare wäre unhaltbar geworden, wenn nicht folgende Meldung aus USA. die Laune Churchills wesentlich verbessert hätte: „Ein amerikanischer Bürger, der ein Gesuch an den Präsidenten richten wollte, klebte statt einer Anschrift ein Photo Roosevelts auf den Briefumschlag. Daraufhin wurde das Schreiben einem Herrn Miller in Pittsburg zugestellt.“

„Das könnte mir nicht passieren“, grinste Churchill. „Mag auch Anthony Eden sooft er will behaupten, daß England und Sowjetien niemals ein Komplott gegen die europäische Kultur geschmiedet haben — wenn irgendwo in der Welt ein Mensch einen Brief ‚an den größten Kriegshetzer aller Zeiten‘ adressiert — ich möchte schwören, daß der Brief sofort mir zugestellt wird!“

Soweit der Bericht aus London, den zu kommentieren wohl überflüssig ist. Nur das eine mag dazu gesagt werden: W. C. irrt, wenn er glaubt, daß man ihm Briefe schreiben wird, denn mit ihm wird die Deutsche Wehrmacht r e d e n, und zwar Fraktur! Ro-Si.

Kladderadatsch

Roosevelt-Couplet

Herr Roosevelt, der Präsident der großen USA.,
malt an die Wand ein Schreckgespenst für ganz Amerika.
Er sagt, er fühlt von Island und von Finnland sich bedroht.
Wenn da der Mensch noch logisch denkt, dann wird er Idiot.

Herr Roosevelt, der Präsident und Musterdemokrat,
reicht schützend seine große Hand dem allerkleinsten Staat.
Den Schützling schnappt als Beute er mit einem kühnen Streich.
Wenn da der Mensch noch logisch denkt, dann wird er langsam weich.

Herr Roosevelt, der Präsident, ist ein sehr frommer Mann.
Er singt: „Soldaten Christi, in den heil'gen Krieg voran!“
Nach dem Gebet umarmt er dann als Freund den Bolschewik.
Wenn da der Mensch noch logisch denkt, dann kriegt er einen Tick.

Herr Roosevelt, der Präsident, einst das Versprechen gab:
Dem Volke die Neutralität, bis an sein kühles Grab.
Jetzt spukt er als getarnter Mars rings um den Erdenball.
Wenn da der Mensch noch logisch denkt, dann kriegt er einen Knall.

Herr Roosevelt, der Präsident, ein finstrer Ehrenmann,
er prangert uns vor aller Welt mit falschen Karten an.
Die Herkunft zwar verschleiert er, wie einstmals Lohengrin.
Wenn da der Mensch noch logisch denkt, dann kriegt er einen Spleen.

Herr Roosevelt, der Präsident, wie jedem wohlbekannt,
treibt Katastrophenpolitik in seinem eignen Land.
Zur Rettung hetzt er nun die Welt in einen Krieg hinein.
Da schweigt die Logik, denn das kann nur pathologisch sein.

Fred Endrikat

IN DER PO

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0734

© Universitätsbibliothek Heidelberg

unserer

Unter-
Wie Ihr
nicht die
Premier-
nteil er-
Dresch-
auf die
nsel wie
man ihm
n vorge-
rlament
Situation
kespeare
nn nicht
e Laune
rt hätte:
der ein
richten
nrift ein
Briefum-
chreiben
burg zu-

ssieren",
Anthony
en, daß
nals ein
che Kul-
irgend-
en Brief
ller Zei-
chwören,
ugestellt

, den zu
ist. Nur
werden:
aß man
enn mit
hrmacht

Ro–Si.

IN DER POLITISCHEN WOLFSSCHLUCHT

„Samuel, erscheine – endlich!"

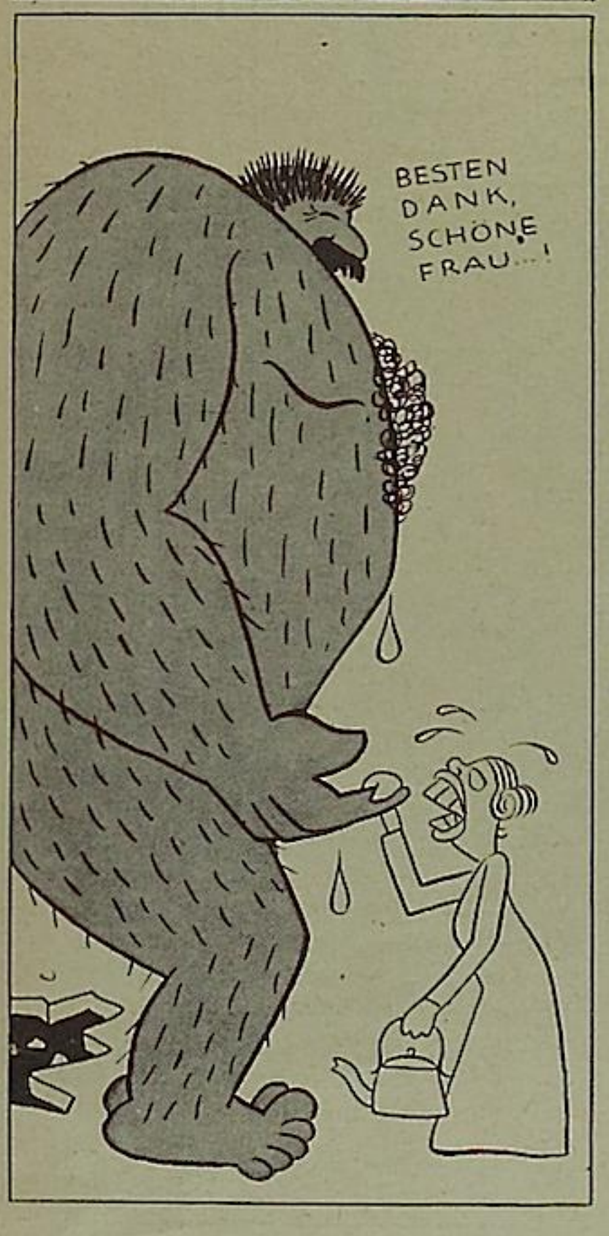
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0735

© Universitätsbibliothek Heidelberg

BILDER ohne Worte

Der eingefrorene Bolschewismus taut auf



Kladderadatsch

CHRONIK

Glaube im Westen

Billy: Mr. Roosevelt hat Dokumente, die die Nazis schwer kompromittieren?
Lord Sodawater: Er hat sie.
Billy: Warum zeigt er sie nicht?
Lord Sodawater: Weil er es wahrscheinlich nicht kann.
Billy: Warum kann er nicht?
Lord Sodawater: Das ist seine Sache.
Billy: Wäre es nicht besser, er zeigte sie?
Lord Sodawater: Es wäre, mein Sohn. Aber wenn es nicht geht, geht es auch.
Billy: Muß man an die Dokumente glauben, Daddy?
Lord Sodawater: Man muß an alles glauben, was den Nazis schadet, mein Kind.
Billy: Well. Aber kann man etwas glauben, das nicht ist?
Lord Sodawater: Man muß dran glauben, als ob es wäre.
Billy: Etwa an unseren Sieg?
Lord Sodawater: Ich fürchte, wir werden dran glauben müssen. C. H.

Letzte Rettung

Die Londoner „Reynold News" fordern eine vollständige militärische Zusammenarbeit Englands mit den Bolschewisten. Die Sache der „Verbündeten" könne nur durch einen gemeinsamen englisch-bolschewistischen Stab gerettet werden.
Entsprechend den gemeinsamen Interessen der in der Hauptsache beteiligten Juden nur durch einen Aaronstab, der aus dem dürren Holze plötzlich wieder neue Blüten treibt. h. k.

Warum Kamschatka?

Chinesische Blätter wissen aus Washington zu berichten, daß man im Weißen Hause Appetit auf Kamschatka habe, jene sibirische Halbinsel im Nordosten Asiens.
Kamschatkas Reichtum sind die Pelztiere Zobel und Hermelin.
Hermelin? Hm. Sollte Roosevelt in seiner bewundernswerten Weitsichtigkeit und Vorsorglichkeit etwa daran denken, daß, wenn er sich demnächst zum „Kaiser von Amerika" und einiger benachbarten Reiche krönen läßt, ein Hermelinmantel nötig ist? atz.

Die übliche Woche

Während in den Vereinigten Staaten eine „Freiheit-der-Presse-Woche" festlich begangen wurde, hat man im benachbarten Kanada die „Iß-weniger-Speck-Woche" und die „Hilf-England-Woche" verkündigt. Über die „Tanks-für-Moskau-Woche" und die „Tanks-für-England-Woche" gab es zwischen Sowjetbotschafter Maisky und den englischen Behörden einen Streit, den Mister Beaverbrook entschied: Eine Woche der Sowjet-Union und dann wieder England-Wochen.
Was die „Alliierten" nicht besonders einzuführen brauchen, sind „Rückzugs-Wochen". k. v.

ENGLISCHE KULTURTATEN

Kanadas Regierung rührt' sich
und verbot die rote Presse,
weil sie meinte, das gebührt sich
für das Volkskulturintresse.

Churchill tobt und fordert heftig:
„Laßt die Bolschewiken schreiben!
Denn sie sorgen, daß wir kräftig
und die Herrn der Völker bleiben.

Wenn auch die Kulturbelange
dabei in Verlust geraten,
bleibt die Sklaverei im Schwange
für die fetten Plutokraten."

bux

Erkannte Hilfe

In seiner mit sozialen Fragen gespickten Rede auf der Tagung des „Internationalen" Arbeitsamtes, das aus Genf verzogen und gegenwärtig in den USA. vegetiert, sagte Roosevelt auch: „Wir dürfen nie vergessen, daß wir auf der Welt sind, um den anderen zu helfen."
Und das sollen sich die anderen eben so gefallen lassen. k. v.

Kennzeichnung

„Life" schreibt: „Die kommunistische Lebensform hat in den vergangenen Wochen um ihr Leben gekämpft. Was dabei allein zählt, war nicht, ob diese Lebensform anständig oder gemein, reich oder arm, kultiviert oder barbarisch ist, sondern einzig und allein, ob sie kampftüchtig genug ist."
Das ist auch eine Auffassung. Allerdings eine jüdische. p. b.

Eine USA.-Zeitung äußert: „Die Londoner Barfrauen haben anscheinend W. Willkie auf die Seite Englands gebracht . . ."

Großartige Empfehlung

Nordamerikanische Zeitungen heben hervor, daß der neue Sowjetbotschafter Litwinow-Finkelstein in früheren Jahren zusammen mit Stalin an einem Bankraub beteiligt gewesen ist.
Für Roosevelt-Amerika hat also Litwinow-Finkelstein die besten Empfehlungen mitgebracht, die schon die Hälfte seiner mangelnden sonstigen Fähigkeiten ersetzen. k. v.

Oder Heuchelei?

Während des spanischen Bürgerkrieges richtete der Zentralrat des sowjetischen Gottlosenverbandes an die Roten in Spanien einen Appell, in dem es u. a. hieß: „Wir wollen alle Kirchen der ganzen Erde in ein riesiges Meer von Flammen stürzen. Unsere Gottlosenbewegung ist einer der wichtigsten Zweige unseres Klassenkampfes. Wir müssen unser antireligiöses Werk, das die Grundlagen der alten Welt untergräbt, noch verstärken . . ."
Inzwischen: Welch große Wendung durch des Erzbischofs von Canterbury Einbildung. k. v.

Menschenfreundlich wie immer

Roosevelt kündigte eine Verlängerung der Arbeitszeit an.
Damit die in den USA. noch vorhandenen 7 Millionen Arbeitslosen in ihrem Dahinvegetieren nicht gestört werden. k. v.

GANGSTER

Britische Ps
W. C. hielt es
leutnant Mars
mandierenden
britischen In
Dienstantritt
Er erklärte:
begnügen, die
gen, man müs
marschieren.
Sowas gefällt
frei nach Lomb
Mit vollem M
W. C. läßt be
seinem Privatl
seiner Popula
glauben, daß

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0736
© Universitätsbibliothek Heidelberg

GANGSTERKOMÖDIE *„Ich habe der Dame die Handtasche nur weggenommen, damit sie nicht so schwer zu tragen hat!“*

Britische Psychologie

W. C. hielt es für angebracht, den Generalleutnant Marshall Cornwall zum Oberkommandierenden des Westkommandos auf der britischen Insel zu machen. Gleich bei Dienstantritt gab er eine Intelligenzprobe. Er erklärte: Man dürfe sich nicht damit begnügen, die Deutschen am Rhein zu schlagen, man müsse „diesmal“ (!) nach Berlin marschieren.

Sowas gefällt W. C. Offenbar verwechselt er frei nach Lombroso Genie mit Wahnsinn. bux

Mit vollem Maul

W. C. läßt bereits rührende Anekdoten aus seinem Privatleben verbreiten, um die Risse seiner Popularität zu flicken. So soll man glauben, daß W. C. im Frühsommer 1940, als er nach Paris fuhr, um die Franzosen aufzuputschen, einen Revolver sichtbar für seine Umgebung in die Tasche gleiten ließ mit dem Bemerken: „Wenn ich mit den Hunnen zusammentreffen sollte, soll wenigstens einer dran glauben!“

W. C. zog es dann vor, das französische Volk dran glauben zu lassen. bux

Ein Mann, der weiß, was er will

Der neue englische Generalstabschef, General Brooke, soll immer der Meinung gewesen sein, daß die deutsche Armee, wenn sie erst einmal ernstlich angreifen werde, die Westmächte überrennen würde.

Mit dieser Einstellung ist er der gegebene Mann an der Spitze der englischen Wehrmacht. Er wird sich sicher auch für die Zukunft keinen Illusionen hingeben und hat die Möglichkeit, die glorreichen Rückzüge in der Kriegsgeschichte mit Vorbedacht einzuleiten, ohne sich erst durch die Ereignisse überraschen zu lassen. w. p.

Angler

General Sir Allan Brooke wird zu Beginn des neuen Jahres den Posten als Chef des Empire-Generalstabs übernehmen.

Brookes Division wurde in Flandern 1940 vollkommen zerschlagen. Brooke gilt als sehr guter Angler.

Chamberlains Politik brach 1939 völlig zusammen. Chamberlain galt als sehr guter Angler.

Ob es die Briten nicht besser einmal mit Nichtanglern versuchen? h. p.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0737
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Steckbriefe

PHILIPPE MURRAY

Herr Philippe Murray hat im Kopfe Motten:
er macht sich stark, die Nazis auszurotten.–
Wie laut auch der Gewerkschaftsbonze schrei',
wir sagen nur: dazu gehören zwei!

TED BRAMLEY

Von Herrn Bramley wäre zu berichten,
daß er träumt Groß-Deutschland zu vernichten,
weil's im Osten jetzt beschäftigt sei! –
Zur Ernüchterung für diesen Knaben
sei es hier einmal betont: wir haben
eine Hand für ihn noch immer frei!

JOHN L. LEWIS

Er sagt zu Roosevelt: „Laß Dollars sprechen,
wer kommunistisch denkt, muß Löhne blechen!"
Nun lieben Roosevelt und Frau Gemahlin
zwar theoretisch und von weitem Stalin,
jedoch das Geld, das sprechen sollte, schweigt,
und Lewis dekretiert: „Es wird gestreikt!"

– eve –

Kladderadatsch

DEMOKRATISCHES ALLERLEI

Die amerikanische Presse kommentiert mit allen Zeichen der Entrüstung eine Tatsache, die interessante Rückschlüsse auf den Grad der geistigen Verbundenheit der „beiden großen angelsächsischen Demokratien" zuläßt: in Großbritannien wurde kürzlich ein Film gezeigt, in dessen Mittelpunkt der Präsident Abraham Lincoln stand. Bei der Besprechung in der Presse stellte es sich dann heraus, daß sämtliche Journalisten im Reiche des Herrn W. C. Lincoln mit Lindbergh verwechselten und des langen und breiten über „Lindberghs Gettysburger Rede" berichteten. — Die amerikanischen Blätter sollten sich ihre Entrüstung sparen, denn schließlich kann man von den Engländern nicht verlangen, daß sie amerikanischer sind als die Amerikaner, die — mit ihrem Roosevelt an der Spitze — Lincoln längst vergessen haben.

Im übrigen kommt es doch auf eine Begriffsverwechselung mehr oder weniger gar nicht an. Wenn man Dollarimperialismus mit Menschheitsbeglückung und die Tätigkeit des USA.-Präsidenten mit der eines Straßenräubers verwechselt, dann kann man auch Abraham Lincoln für einen Ozeanflieger halten. Zudem können sich die Yankees damit trösten, daß ihre britischen Bundesgenossen nicht einmal bei sich zu Hause Bescheid wissen. Sie bilden sich beispielsweise immer noch ein, in einem demokratisch regierten Lande zu leben, können aber doch nicht umhin, anläßlich Churchills Geburtstag folgende Feststellungen zu treffen: „Churchill ist nie besonders beliebt gewesen. Er hat sich auch nie um die Gunst des Volkes bemüht!" Er hat — möchten wir hinzusetzen — das Volk auch nie um seine Meinung befragt. Aber das alles stört einen demokratischen Zeitungsschreiber nicht, sondern er konstatiert: „Einst war Churchill der einsame Wolf, heute ist er der auserwählte Führer." Wenn auch durch dieses anmutige Bild die Heraldik in Unordnung gerät, insofern ja der britische Leu, der von einem Wolf gegängelt wird, kein besonders repräsentatives Wappentier darstellt, so entbehrt es doch nicht der Wahrheit. Denn in der Tat dürfte die Liebe dieses „demokratischen" Staatsmannes zu seinem Volk die eines einsamen Wolfes sein, der die ihm ausgelieferten Schafe zum Fressen gern hat. Nun hat Churchill aber eine gewisse Ähnlichkeit mit Wallenstein — nicht etwa die, daß er gern in die Sterne guckt — in die Sterne auf der Whiskyflasche —, sondern, daß sein Charakterbild in der Geschichte schwankt. Freunde rühmen seine Bescheidenheit: „Churchill", sagen sie, „spricht nicht viel über seine eigene soldatische Laufbahn", und den tieferen Grund für diese Schweigsamkeit enthüllt Duff Cooper in seiner Biographie des Marschalls Haig. Da gibt er nämlich die Mitteilung des Marschalls aus seiner Dienstzeit in Ägypten weiter, wonach sich sämtliche Kommandeure weigerten, Herrn W. C. in ihren Truppenteil aufzunehmen, da er militärisch eine Null und charakterlich eine recht anfechtbare Erscheinung war. Aber das Bild des derzeitigen englischen Premierministers schwankt noch stärker als er selbst nach reichlichem Brandygenuß, und so war es möglich, daß ein Herr Mac Govern, Unterhausabgeordneter der Unabhängigen Labour party, im britischen Parlament kurz und schlicht behauptete, Churchill sei ein Verteidiger des Faschismus. Da staunt der Laie, und der Fachmann wundert sich, nicht ohne eine bekannte Grammatikregel zeitgemäß so zu variieren: „Was man nicht definieren kann, das sieht man als Faschismus an!" — Wenigstens im britischen Unterhaus!

Und wenn man die so sehr verschiedenartigen englischen Äußerungen zu Churchills Geburtstag gegeneinander abwägt, so findet man am Ende nur eine einzige, die man ohne Einschränkung und Vorbehalt billigen kann. Da schreibt nämlich irgendein Tintenkuli, der gar nicht ahnt, welche bittere Wahrheit er damit ausspricht: „Wenn Churchill nicht gewesen wäre, stünde England nicht da, wo es jetzt steht!" — Wenn sich diese Erkenntnis auf der Insel der Plutokraten Bahn bricht, dürfte W. C. die längste Zeit Ministerpräsident gewesen sein.

Vorläufig ist er noch im Amt und hat es da nicht leicht, denn er muß von Grund auf umlernen. Bisher war England ja gewöhnt, seine Kriege mit Hilfe des sogenannten „Reptilienfonds" zu führen, aus dem käufliche Subjekte jeder Art und Nationalität dafür bezahlt wurden, daß sie ihr Volk für Großbritannien zur Schlachtbank schleppten. Diesen Reptilien hat die deutsche Wehrmacht das Lebenslicht ausgeblasen, und so muß man jenseits des Kanals auf andere Methoden sinnen. Dabei ist man, wie eine Meldung aus London besagt, auf die Idee gekommen, statt der Reptilien Amphibien zu verwenden, und so wird das „Amphibien-Armeekorps" als die neueste englische Waffe gepriesen. Mister Mac Govern meint allerdings, wer an diese „Amphibien" glaube, habe einen Vogel, denn die Würfel über das Schicksal der Sowjet-Union seien bereits gefallen. Diese letzte Feststellung ist richtig, aber sonst tut er der Amphibien-Armee unrecht. Sie ist die einzige wirklich repräsentative Vertreterin der britischen Kriegspolitik, die ja seit jeher insofern amphibienhaften Charakter trägt, als sie weder Fisch noch Fleisch ist. In diesem Sinne mag es von symptomatischer Bedeutung sein, daß Mister Eden im Unterhaus zwar nach wie vor dicke Töne über die Sowjethilfe riskierte, andererseits aber Wert auf die Feststellung legte, daß Herr Wallach-Finkelstein in Teheran keineswegs das Opfer einer diplomatischen Intrigue geworden ist, sondern lediglich den Anschluß an das Flugzeug nach USA. verpaßt hatte. Da kann man nur sagen: Was Herrn Chamberlain sein Omnibus war, ist Herrn Litwinow sein Clipper. Unbestreitbar ist und bleibt auf jeden Fall, daß beide, der Plutokrat und der Bolschewik, im Kampf gegen die Träger der neuen Ordnung des europäischen Lebensraumes einen Posttag zu spät gekommen sind.

Diese Erkenntnis beginnt bereits den noch nicht völlig verkalkten Redaktionsgreisen der Londoner Presse zu dämmern, die auf die schönen Reden, die Churchill am Vorabend seines Geburtstages hielt, ziemlich sauer mit der Bemerkung reagierten: „Wir weigern uns, die Kücken zu zählen, ehe die Eier ausgebrütet sind." – i –

Endgültige Bloßstellung

England hat einen Geburtenrückgang von 25 v. H. zu verzeichnen, und die Zahl der Todesfälle überwiegt bei weitem die der Geburten.

In England stirbt man heute eh'r,
und die Wiegen bleiben leer.
Die Statistik hat's ergeben:
es herrscht keine Lust, zu leben.

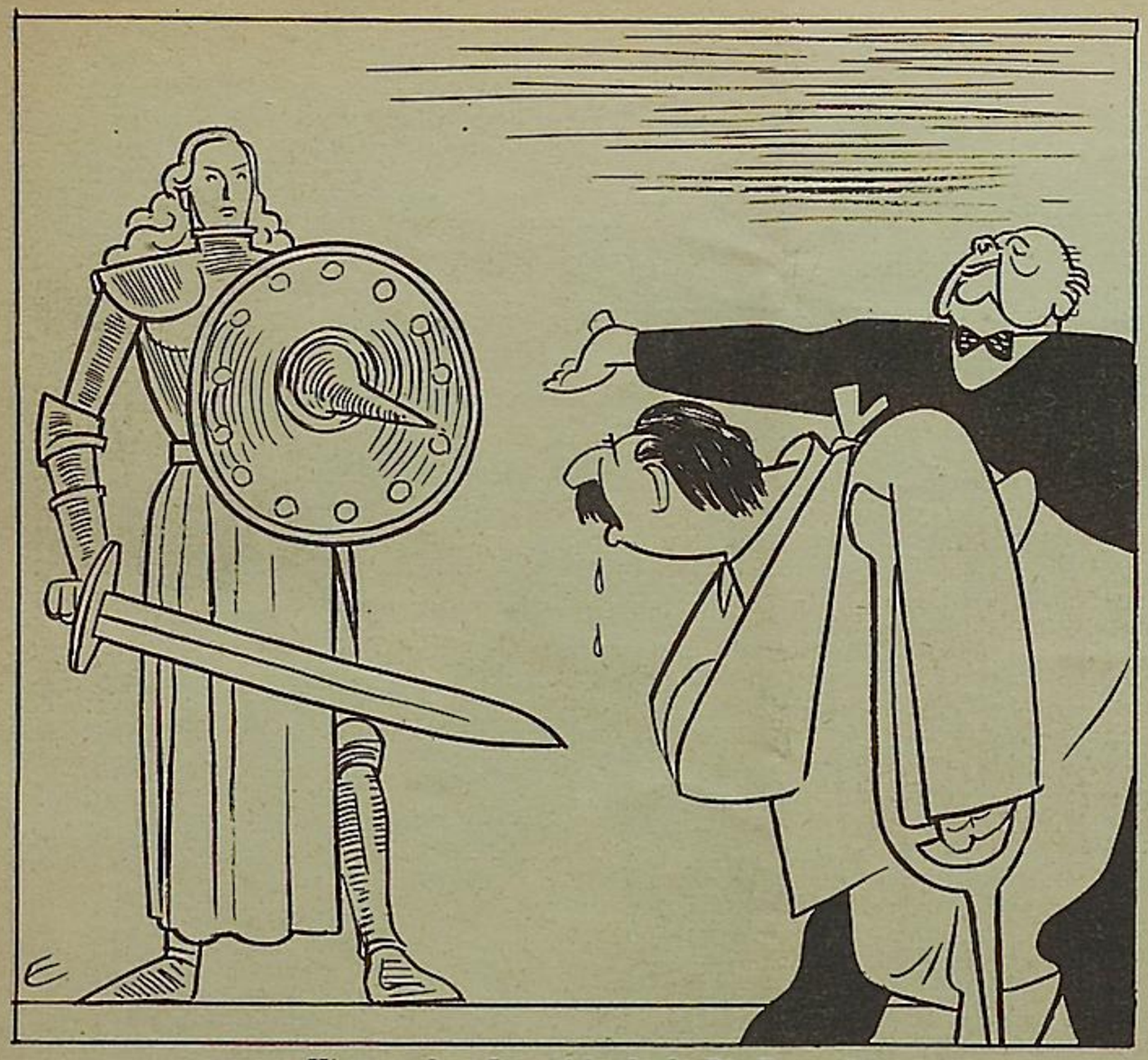
Zukunftsglaube nahm dort ab,
deshalb wurden Kinder knapp. —
Wie ein Witz wirkt Churchills Gaukeln:
„England wird das Kind schon schaukeln!"

Willi Paetsch

BESCHERUNG FÜR DAS USA.-VOLK

„Wir haben dir diesmal mehr was Praktisches geschenkt!“
„Ja, ja, aber – ich hatte doch ganz andere Wünsche!“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0739
© Universitätsbibliothek Heidelberg



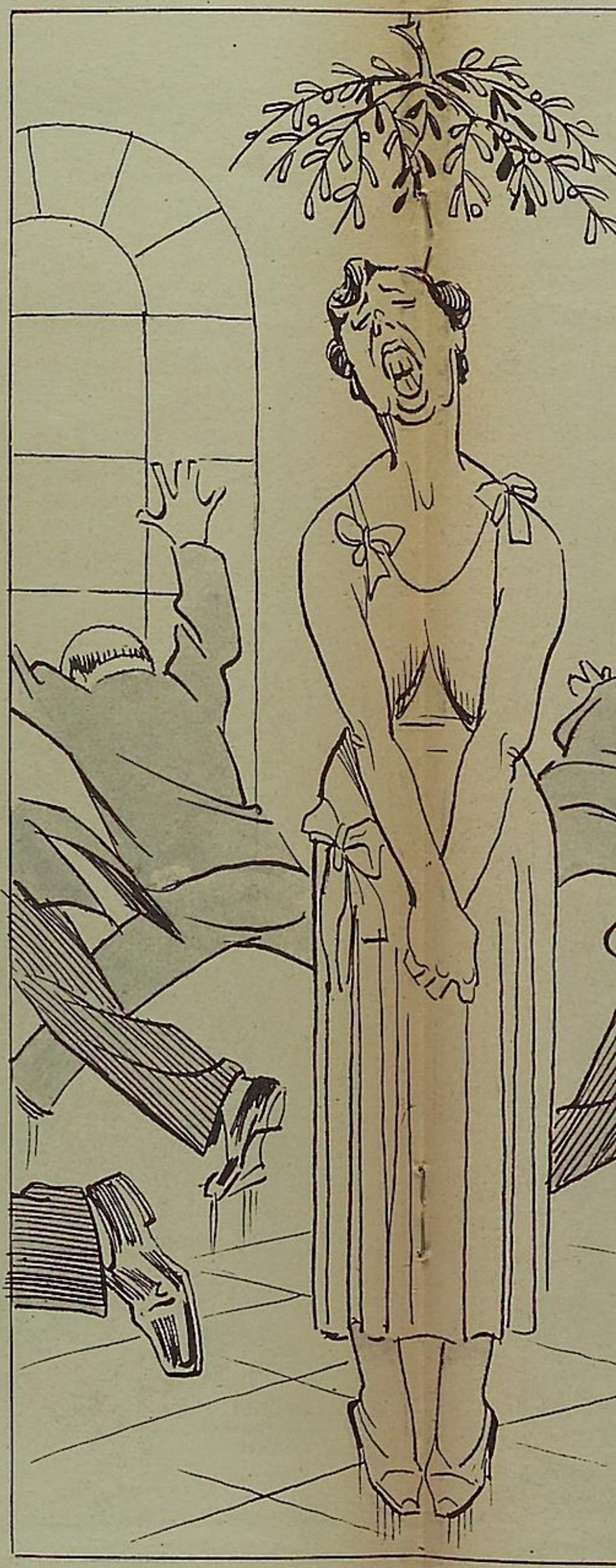
„Hier, my dear Joe, – ich schenke Dir Europa!“

Für den Erzbischof von Canterbury eine Gebetsmühle.

Kladderadatsch

Praktische Weihnachtsgesch

BESCHERUNG IM WEISSEN HAU



Madame Roosevelt stellt sich freiwillig unter den Miste

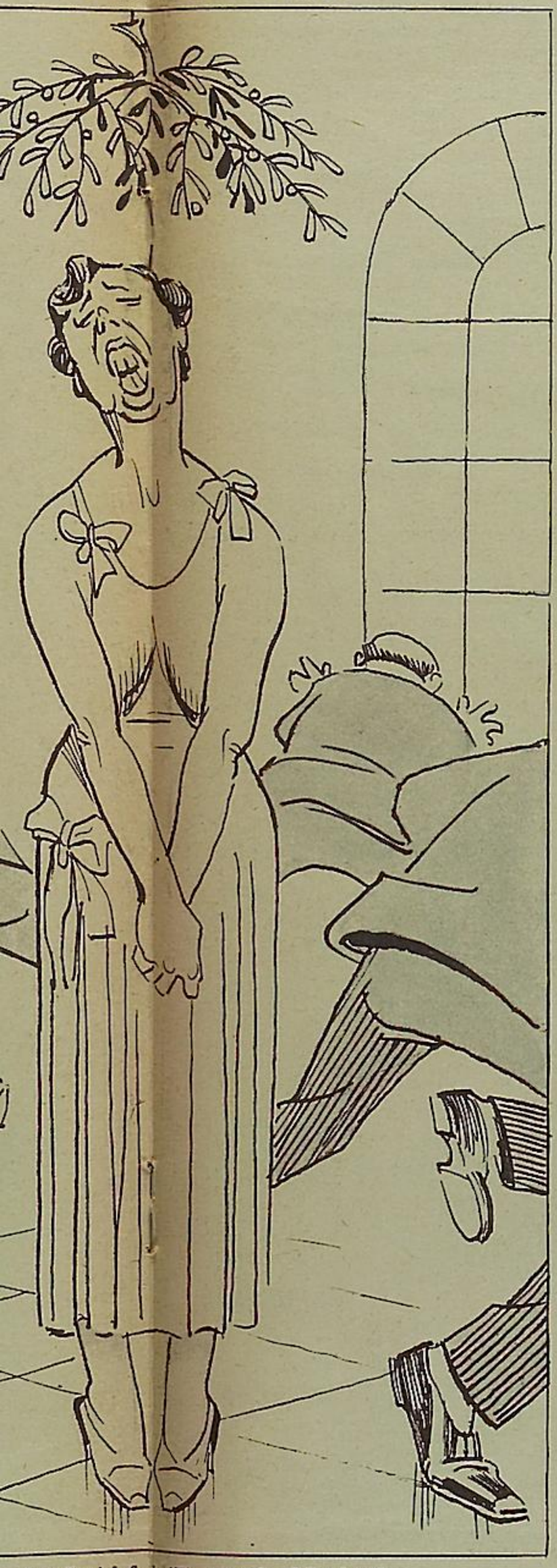
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0740

© Universitätsbibliothek Heidelberg

raktische
achtsgeschenke

ERUNG IM WEISSEN HAUS



evelt stellt sich freiwillig unter den Mistelzweig.

„Hier, Mr. Roosevelt, eine gut abgerichtete Elster, die alles klaut, was ihr in den Weg kommt!"

Das Dollarmännchen für das amerikanische Volk – eine nette Weihnachtsüberraschung.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0741
© Universitätsbibliothek Heidelberg

FRIEDRICH HÖLDERLIN

Eines nur gilt für den Tag:
das Vaterland –
und des Opfers festlicher Flamme
wirft jeder sein Eigenes zu.

f. h.

ICH SPÜR'...

Ich spür' der Blätter stilles Leid;
ihr Welken löst sie aus dem Leben.
Ich spür' den schnellen Gang der Zeit,
die allem Atmenden gegeben.

Ich spür' des Windes fernen Sang,
in wilder Gräser leisem Rauschen.
Ich spür' in dunkler Nächte Klang,
die Sehnsucht in die Weite lauschen.

Ich spür' der Sonne warmes Licht
und blühe auf wie alles andre.
Ich spür' des Geistes Angesicht,
wenn ich in höchsten Höhen wandre.

Ich spür' den Tod wie eine Hand,
die ernst die Lichter löscht zur Nacht.
Ich spür' die Macht, die Sterne bannt
in ihre Silberbahnenpracht.

Ich spür' das wandelvolle Sein
in mir sich senken und sich heben. —
Ich spür', ich bin der Widerschein
von dem, was ganz sich hingegeben.

Ich spür', wie Dich mein Herz umschließt,
hoch wie das All, nah wie die Liebe. —
Ich spür', — daß diese Welt zerfließt,
wenn Eines nicht beim Andern bliebe. —

P. F. Prior

QUIDAM KAUFT EIN

Wir sind uns des Umstandes wohl bewußt, daß Herrn Quidam, sobald wir ihn in der Rolle eines einkaufen wollenden Kunden präsentieren, von vornherein sofort sämtliche Sympathien der Leser gehören. Denn es ist wohl schon jedem von ihnen begegnet, daß alle Gegenstände in einem Laden, die er brauchen könnte, entweder das Schild „verkauft" aufwiesen oder aber „zur Dekoration" gehörten. Es ist ganz klar, daß „Käufer", die eine Ware zwar erwerben, aber nicht besitzen wollen, sondern sie — ohne Leihgebühr — auf unbeschränkte Zeit dem Verkäufer belassen, diesem viel angenehmer sind als solche, die den egoistischen Wunsch hegen, gekaufte und bezahlte Dinge mit nach Hause zu nehmen. Das wollen leider alle die unvernünftigen Menschen nicht einsehen, die aus purem Eigensinn nur das zu erwerben trachten, was sie tatsächlich brauchen.

In diesem Zusammenhang ist neuerdings die Frage aufgetaucht, ob vielleicht auch die Verkäuferinnen, da sie ja den in ihrem Namen angedeuteten Beruf des Verkaufens nicht ausüben, bloße Dekorationsstücke sind. Aber diese Frage erscheint müßig, da wohl ohnehin kein Mensch auf den Einfall kommen dürfte — — — — — na, ja, man versteht schon. Wenn wir also, trotz aller — auf solchen Erwägungen beruhenden — Sympathien für den Käufer, Herrn Quidam in der Rolle eines solchen auftreten lassen, so geschieht dies, um zu beweisen, daß auch diesseits des Ladentisches nicht nur lauter Engel einherschweben. —

Quidam gelangte in die Buchabteilung, wo sich alsbald folgender Dialog entwickelte:

Quidam: Fräulein, denken Sie mal, mein Laubfrosch ist gestorben.

Verkäuferin: Ach, ich verstehe: nun wollen Sie sich einen neuen kaufen und suchen ein Buch über sachgemäße Behandlung von Laubfröschen. Da hätte ich hier eins: „Von der Kaulquappe zum Wetterpropheten".

Quidam: Nee, nee, Fräulein! Ein neuer Frosch kommt nicht in Frage. Nun habe ich aber gehört, es gäbe einen Roman, der von meinem Laubfrosch handelt.

Verkäuferin: Ach, Sie meinen vielleicht den „Froschkönig". Das ist ein schönes, altes Märchen.

Quidam: Nee, nee — nicht Froschkönig. Das Buch heißt genau wie mein verstorbener Frosch. Und der Verfassername klang so nach Baugewerbe — Boden hieß er oder Dach oder so ähnlich.

Verkäuferin: Mir leider völlig unbekannt. Aber wie hieß denn Ihr Frosch? Vielleicht kommen wir auf dem Wege weiter.

Quidam: Heinrich hieß er. Der grüne Heinrich.

Verkäuferin: Ach, Sie meinen die Autobiographie von Keller?

Quidam: Was sagen Sie? Das Buch handelt nicht von Fröschen, sondern von Autos? Dann kommt es nicht in Frage. —

Mit diesen Worten kehrte Quidam aller Schöngeistigkeit den Rücken und begab sich in die Wirtschaftsabteilung. „Fräulein", sagte er, „ich muß meiner Frau eine Falle stellen." Die Verkäuferin sah ihn erstaunt an, dachte einen Augenblick nach und erwiderte: „Vielleicht wollen Sie einen Nachschlüssel zum Schreibtisch? Schlüssel vorn rechts am Fenster." Quidam gab die ersten Zeichen von Nervosität zu erkennen: „Können Sie denn nicht Deutsch verstehen? Ich muß meiner Frau eine Falle stellen!" Die Verkäuferin sah ihn bedauernd an und sprach milde zu ihm wie zu einem Geistesgestörten: „Es geht mich ja eigentlich nichts an! Aber ich meine — — —— in Ihrem Alter — — — haben Sie denn einen Verdacht?" „Verdacht?" — wunderte sich Quidam, „na, und ob! Ich hab's ja selbst gehört."

Der Verkäuferin wurde das Gespräch peinlich, und so sagte sie abschließend: „Dann müssen Sie sich scheiden lassen!" —

Das hätte sie nicht sagen sollen, denn nun geriet Quidam in Zorn: „Was fällt Ihnen eigentlich ein, sich in meine Familienangelegenheiten zu mischen?!" — „Aber Sie haben doch damit angefangen", erregte sich nun ihrerseits die Verkäuferin, „Sie haben mir erzählt, Sie hätten Ihre Frau in Verdacht!"

Das schlug dem sprichwörtlichen Faß den Boden aus: „Meine Frau im Verdacht? Sie scheinen einen porösen Keks zu haben, Frollein! Mäuse haben wir in der Speisekammer, deshalb will ich meiner Frau 'ne Falle stellen, sonst fressen mir die Biester den Weihnachtskuchen auf!" —

Leider prangte an sämtlichen Mäusefallen das ominöse Schild „Verkauft", und so wendete sich Quidam dem Spielzeuglager zu. „Was wünschen Sie?" fragte ein freundliches Mädchen und gab damit den Auftakt zu folgendem Gespräch:

Quidam: Bei mir ist 'ne Schraube los.

Verkäuferin: Wie, bitte?

Quidam: Ich habe die Mutter verloren. Sie ist abgesprungen.

Verkäuferin: Leichtsinnig von der alten Dame! Wie leicht kann man dabei verunglücken!

Quidam: Nun piept's!

Verkäuferin: Aber, erlauben Sie mal!

Quidam: Unterbrechen Sie mich doch nicht immer! Hier an dem Kletteraffen ist 'ne Schraube los, ich habe die Mutter verloren, weil ich die Feder überdreht habe, und nun piept's. Können Sie das Ding eventuell zurücknehmen?

Verkäuferin: Leider ausgeschlossen! Aber lassen Sie uns doch den Affen zur Reparatur da. Ende Januar können Sie ihn abholen!

Quidam: Aber, Fräulein, dann sitzt doch mein Enkelkind zu Weihnachten ohne Affen da!

Hier mischte sich ein anderer Kunde ins Gespräch und rief: „Aber wieso denn, Großpapa! Det Kind hat doch Dich!"

Diesem Trostwort schließen wir uns an und damit zugleich auch diese Geschichte. -ic-

Hans Burghardt

Die Welt materiell gewogen,
wird in den Werten erst gehoben,
hält meine Wenigkeit mit Schritt,
denn meine Herrn, ich wiege mit!

Es muß sich

Der ältere Dun
verlegenheit un
Freund Scribe,
Bitte, ihm fünfz

Scribe aber lehn

„Du weist, wie
verliert sein Ge
dir das Geld, s
die schlimmsten

„Na also schön
Feinde werden;
gleich fünfhund
lohnt."

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0742
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Es muß sich lohnen

Der ältere Dumas war einmal in großer Geldverlegenheit und wandte sich daher an seinen Freund Scribe, den Lustspieldichter, mit der Bitte, ihm fünfzig Franken zu leihen.

Scribe aber lehnte ab und sagte:

„Du weist, wie das mit dem Geldleihen ist. Man verliert sein Geld und seine Freunde. Gäbe ich dir das Geld, so bin ich überzeugt, wir würden die schlimmsten Feinde werden."

„Na also schön", meinte da Dumas, „so laß uns Feinde werden; aber dann leih mir wenigstens gleich fünfhundert Franken, damit es sich auch lohnt."

r. h.

VOM WÜNSCHEN

Wenn noch so viel dir gut gelingt —
du bleibst beim Wünschen stets und Sorgen?
Nun, sei nur still! Das Schicksal bringt
den Umschwung oft von heut auf morgen!

Gib acht! Du bist gesund — und doch
hast tausend Wünsche du auf Erden!
Werd' morgen krank — dann hast du noch
nur e i n e n Wunsch: gesund zu werden!

Nicht wahr? Drum treib' es nicht zu bunt!
Nicht immer nur an's Wünschen denken!
Das Schicksal kann — in einer Stund' —
die Zahl der Wünsche — arg beschränken!

v. b.

Philosophisches Gespräch

Gottfried Keller saß einmal mit C. F. Meyer bei einem Glas Wein zusammen.

Beide waren ziemlich niedergeschlagen und stellten tiefsinnige Betrachtungen über den Sinn des Strebens und Arbeitens an.

„Es ist doch wirklich niederschmetternd", sagte C. F. Meyer, „wenn man zu der Einsicht kommt, daß alles Streben und aller Ruhm den Wert einer Flasche Wein nicht aufzuwiegen vermögen."

„Ja", nickte Keller, der gerade einen kräftigen Schluck genommen hatte, „noch schlimmer ist es aber, wenn man feststellen muß, daß auch der Wein nichts taugt."

r. h.

Werner Hahmann

Der amerikanische Staatsbürger auf seinem vielgepriesenen demokratischen Patentflugzeug

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0743
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

mit

JOE STÖCKEL

Als ich Joe Stöckels, des bekannten Filmregisseurs, Drehbuchautors und Schauspielers ansichtig wurde, verdunkelte sich plötzlich der Raum. Nur ein einzelner starker Lichtstrahl schoß aus einem Spalt in der Rückwand hervor, ergoß sich auf der gegenüberliegenden Saalseite auf eine Leinwand und gaukelte uns lebende Bilder vor. Die Musik, die neu eingesetzt hatte, wurde dem Geschehen auf der Leinwand angepaßt. Joe Stöckel war aufgesprungen und hatte sich neben den Dirigenten gestellt, den er seinerseits nach den Erfordernissen der Spielhandlung auf der Leinwand dirigierte. „Eine seltsame Art von Kientopp, werden Sie jetzt sagen", wandte sich Joe Stöckel an mich, als der Spuk vorbei war. „Hier wird aber nur synchronisiert. Meinem letzten Film, den wir vor einigen Wochen gedreht haben, wird die Musik beigegeben. Auch das Wort muß später hineinsynchronisiert werden. Ein Film macht viel mehr Arbeit, als das Publikum glaubt. — Hallo", unterbrach er sich, „das klingt ja, als wenn einer Bratkartoffeln brät!"

Inzwischen war nämlich weiter geprobt worden, und die Tonapparatur hatte darauf nur mit einem Prasseln geantwortet. „Apparat in Ordnung bringen!", kommandierte er. Gleich darauf lag ihm wieder das gutmütige, behagliche, etwas verschmitzte Lächeln um die Mundwinkel. „Ja, ja, so ist das", sagte er, „wenn es heißt ‚Aufnahme', dann muß das Kabel ausgewechselt werden, das Mikrophon anders aufgestellt werden usw."

„Im Zusammenhang mit Ihnen, Herr Stöckel, spricht man von einem verkauften Großvater", lenkte ich ein, um von den filmtechnischen Dingen wegzukommen. „Ja", entgegnete der Künstler schmunzelnd, „es handelt sich in dieser Angelegenheit aber nicht etwa um ein von mir eröffnetes Arisierungsunternehmen, sondern um meinen neuen Film ‚Der verkaufte Großvater', der demnächst fertiggestellt werden wird."

„Und dann, Herr Stöckel, was planen Sie dann?"

„Dann?" Joe Stöckel, der Mann, der in der letzten Zeit fast dauernd ein Filmatelier in Geiselgasteig bei München — bei der Bavaria — mit seiner Filmarbeit erfüllt hatte, sah träumerisch vor sich hin, tat einen tiefen Zug aus der Zigarette und sagte: „Und dann? — Dann will ich mal einige Wochen Ruhe vom Film haben."

w. p.

Im Rampenlicht...

DER ANFÄNGER

Daß aller Anfang schwer ist, trifft wohl auf keinen andern Beruf im selben Maße zu, wie auf den des Schauspielers. Denn im Gegensatz zu allen Fertigkeiten und Hantierungen, die vom Lehrling wie vom Meister unter den gleichen Bedingungen ausgeübt werden, nämlich in der Werkstatt, im Büro oder im stillen Kämmerlein am Schreibtisch, muß der Anfänger beim Theater, der sich bis dahin nur vor seinem Lehrer, vor den Studiengenossen oder wohlwollenden Freunden und Verwandten produziert hatte, plötzlich ins helle Licht der Rampe treten. Was das bedeutet, kann man ungefähr ermessen, wenn man einmal Menschen beobachtet, die eine gut besuchte Gastwirtschaft betreten. Fast alle, auch mutige und beherzte Leute werden, sobald sie fühlen, daß viele Augen auf sie gerichtet sind, verlegen. Ihre Gesten und Bewegungen werden unnatürlich, ihre Haltung gekünstelt, ihr Gesichtsausdruck verkrampft. Und dabei beachtet sie eigentlich niemand so recht, denn die Leute, die da schon anwesend sind, haben mit sich selbst zu tun und blicken nur unwillkürlich auf, wenn jemand eintritt.

Ganz anders ist die Situation des Schauspiel-Novizen, der zum ersten Male die Bühne betritt. Denn die Leute, die da — für ihn unsichtbar — unten im Parkett sitzen, sind ja zu dem Zwecke gekommen, um ihn anzusehen. Und die Verlegenheit, die fast alle Leute beim Betreten eines Restaurants befällt, verhundertfacht und vertausendfacht sich. Je nach Temperament und Veranlagung äußert sich diese Verlegenheit verschiedenartig. Vom Sprachloswerden bis zum Schwindelgefühl und zur Seekrankheit reichen die Symptome des Lampenfiebers, das mancher Schauspieler zeitlebens niemals ganz verliert. Als Mittel gegen die plötzliche Sprachlosigkeit empfahlen die alten Mimen früher ihren jungen Kollegen ein Verfahren, das man „die Füße in Eiswasser" stecken nannte, und das darin bestand, daß der Anfänger in der Nacht vor seinem ersten Auftreten noch einmal seine Rolle zu büffeln und, um sich wach zu erhalten, irgendwelche Hausmittel anzuwenden hatte, als deren billigstes ein kaltes Fußbad galt. Aber dieses Verfahren hatte in der Regel nur einen Erfolg: einen abendfüllenden Schnupfen. Gustav Rickelt weiß darüber in seinen Lebenserinnerungen folgendes zu berichten: „Mein Lehrer ließ mich, noch als Sekundaner, zum ersten Male die Bretter betreten in der Rolle des ‚Okelly' in ‚Maria Stuart'. Dieser ‚Okelly' ist eine berüchtigte Rolle im Theater. Eine sogenannte Melde- und Botenrolle. Er hat nur ein paar Sätze. Er meldet dem Mortimer die Ermordung der Königin Elisabeth. Er stürzt auf die Szene und meldet atemlos und in Hast: ‚Flieht, Mortimer, flieht! Die Königin ist ermordet auf der Londoner Brücke!' Mortimer fragt: ‚Wer war's!' und Okelly antwortet: ‚Ein Franzose, namens Sauvage.' Auf die Frage Mortimers kann ich nicht weiter, die Sinne schwinden mir, der Zuschauerraum brandet wie ein dunkles Meer auf mich zu, die Souffleuse schreit: ‚Sowasch!', aus den Kulissen der Regisseur: ‚Sowasch!', und plötzlich schreie ich mit Donnerstimme: ‚So war's!' Mortimer aber stürzt ab, und mit Flüchen und Gelächter empfängt mich der Regisseur und mein Lehrer, und am nächsten Morgen mit Hohngelächter und faulen Witzen die gesamte Sekunda."

Der Inspizient: „Am Abend übersieht sie das Stichwort und am nächsten Morgen mich – ist das nun ein überragendes Talent oder ist sie in mich verliebt?"

Die beste Schilderung des seelischen Zustands eines Anfängers verdanken wir jedoch dem Dichter, Schauspieler und Rezitator Karl von Holtei, dessen Posse „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg" in unseren Tagen wieder großen Erfolg im Berliner Staatstheater errang.

Sich selbst auf der Bühne schildert er folgendermaßen: „Meine Stimme klang mir hohl und seelenlos. Meine Beine waren mir im Wege, die Arme baumelten mir wie Würste am Leibe herab. Solange ich zu reden hatte, blieb ich noch gefaßt. Wenn Maria begann und ich ihr zuhören sollte, war ich völlig ratlos. Die aufmerksame Stille des überfüllten Hauses war furchtbar. Sie wirkte narkotisch. Ich befand mich auf Augenblicke, auf halbe Minuten, ganz und gar in dem Zustand, der einem festen Schlaf vorangeht, und ich würde — so unglaublich dies klingen mag — wahrscheinlich auf der Bühne stehend eingeschlafen sein, wenn mich das Stichwort nicht immer wieder erweckt hätte." —

Und von seinem Dresdner Debut erzählt er: „Wie ich mich auf der Bühne benommen, wie ich mich bewegt? Ja, wenn ich das wüßte! Ich war bewußtlos! Daß ich in den Liebesauftritten mit Helenen vorzugsweise so ungeschickt und hölzern gewesen, ist mir leider noch erinnerlich. Auch rief mir die gute Frau, die das Unglück hatte, mich als ihren Geliebten betrachten zu müssen, mehrmals leise zu: Mehr Feuer! — Aber sie hatte gut rufen! Ich war wieder in die Lethargie des Lampenfiebers versunken, aus der kein Gott mich wieder emporrütteln konnte. Bei meinen Abgängen vernahm ich deutlich, daß man mich auslachte!" —

Wenn man bedenkt, daß die beiden hier zitierten Gewährsmänner trotz alledem Leuchten ihres Fachs und Sterne am Himmel der Bühnenkunst geworden sind, dann kann man erst recht ermessen, wie wahr der Spruch von dem Meister ist, der nicht vom Himmel fällt, und vermag die Leistungen derjenigen richtig zu würdigen, die es zur Meisterschaft gebracht haben. Überhebliche „Kritik" verbietet sich von selbst. – ic –

Possierliche

Aus einer Über
krates" von X
nicht schon ein
Fräulein (Theo
heit so höchst
verbunden, me
Fräulein wird

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0744

© Universitätsbibliothek Heidelberg

ENGLAND DEN AMERIKANERN!

„Nun, Mary, waren doch reizend unsere amerikanischen Gäste – ja, was machst du denn da?“
„Nur mal nachsehen, Jonny, ob sie uns nicht schon überall ihre Pfändungsmarke draufgepickt haben . . .“

Possierliche Übersetzungssünden

Aus einer Übersetzung der „Memorabilien des Sokrates“ von Xenophon (Zürich, 1738,8): „Ist es nicht schon eine große Avantage für das gnädige Fräulein (Theotota), daß wir allbereit ihre Schönheit so höchstlich belobet? — Ich bin ihm sehr verbunden, mein Herr Sokrates! Mein gnädiges Fräulein wird zweifelsohne ein schönes Landgut nicht weit von hier haben? — Monsieurs Socrates scherzt mit seiner Dienerin. — Mein Fräulein muß sich, anstatt der Hunde, einer guten Freundin bedienen.“

*

Das Journal général de la littérature de France, Okt. 1814 (à Paris) gibt Seite 296 den vierten Aufsatz aus dem Werke der Frau von Stael über Deutschland und führt diejenigen Bühnendichtungen an, die umständlich darin bezeichnet sind. Dabei verbessert der Verfasser die Frau von Stael, indem er „Götz von Berlichingen“ überträgt: L'Idole de Berlichingen. —

*

„Oberon, König der Elfen“, wurde von einem Franzosen übersetzt: Oberon, Roi l'onzieme.

– n –

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0745

© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Jung-Berlin

Ich kenne die Geschichte nur vom Hörensagen, aber der sie mir als eigenes Erlebnis erzählte, ist mir zuverlässiger Bürge für ihre Wahrheit, wenn ihn auch sein Beruf — er ist ein rühmlichst bekannter Chirurg — oft zum Aufschneiden nötigt. (Ich bitte um Verzeihung für den Kalauer.)

Der Arzt also hatte in diesen Tagen an einem etwa dreizehnjährigen Jungen eine Blinddarmoperation auszuführen. Er glaubte ihn ein wenig ermuntern zu müssen. „'s tut nicht weh, mein Junge. Und geht schnell vorüber." Die Wirkung ist überraschend. „Wir lang dauert't denn nach die Operation, det ick wat zu essen krieje?" Das sieht nicht nach Angst aus. Und deshalb antwortet der Doktor auch scherzend: „Na, so acht Tage etwa." — „O du meine Jüte! Dann jeh' ick ja ein wie'n Primeltopp, der nich bejossen wird." Atz

Königliche Kaufleute

Wilhelm II. von England führte in der Normandie einen Krieg, der seine Kasse sehr erschöpfte. Er gab hierauf dem Vizekönig den Befehl, 20 000 Mann aufmarschieren zu lassen. Als sie eingeschifft werden sollten, ließ er ihnen sagen, wer 10 Schillinge erlegen könne, dürfe wieder nach Hause gehen. — Der König erhielt durch diesen „Einfall" die Summe von 10 000 Pfund Sterling und konnte so seine leeren Kassen wieder füllen. – n –

Englische Spitzen

König Jacob II. von England besuchte einst den Dichter Milton. Im Laufe der ziemlich langweiligen Unterhaltung fragte der König den blinden Dichter mit „fürstlichem Taktgefühl", ob er den Verlust seines Augenlichtes nicht für ein göttliches Strafgericht halte, das er sich selbst zuschreiben müsse, weil er früher gegen Carl I., seinen Vater, geschrieben habe? — „Wenn Sie, hoher König", erwiderte der biedere Barde, „die Unfälle, die uns hinieden betreffen, als Merkmale des göttlichen Zornes zu deuten belieben, was soll man da von dem traurigen Schicksal Ihres Vaters denken? — Da muß Gottes Mißfallen an ihm weit größer gewesen sein, als es bis jetzt an mir ist. Ich habe nur meine Augen, er aber hat den ganzen Kopf verloren." – n –

Die bösen Buben

Die Unmoral in New York nimmt weiter zu. Das erfährt man daraus, daß den Damen, die viel die Untergrund- und Straßenbahn benutzen müssen, zum Schutz für allzu dreiste Kneiflinge dünne biegsame Holzbrettchen für den verlängerten Rückenteil angeboten werden.

Wie wäre es denn noch mit kleinen Schildchen: Hier kneifen Sie auf Holz! p. b.

Schadow

Schadow war einer der gefeiertesten Künstler seiner Zeit, deshalb drängte sich alles danach, sein Schüler werden zu können.

So auch ein junger Offizier, der sich aus Liebhaberei als Plastiker versucht hatte, nun den Beruf zu Höherem in sich spürte, Schadow einige Proben seines Talents vorlegte und ihn bat, sein Schüler werden zu dürfen.

Schadow betrachtete die Arbeiten aufmerksam und nicht ohne Wohlwollen, dann erteilte er dem Offizier den väterlichen Rat: „Nee, nee, Herr Leutnant! Bleiben Sie man lieber bei Ihr Meechen!"

*

Schadow war ein geschworener Feind der bürgerlichen Einbildung, die schönen Künste müßten auch brotlose sein. Im Gegenteil vertrat er sogar die Meinung, daß ein Künstler in seiner Leistung grundsätzlich nur den Gegenwert des ihm vom Auftraggeber zuerkannten Honorars zu geben habe. Als sich deshalb ein Kaufmann, der durch schlecht bezahlte Arbeiten junger Künstler auf billige Art den Ruf erwerben wollte, ein Mäzen zu sein, bei Schadow über einen jungen Porträtisten beschweren wollte, sagte dieser ganz gelassen: „Sie haben's nötich, sich zu beschweren! Die Sache hat schon ihre Richtigkeit: Kuppern bezahlt — kuppern jemalt!" R. S.

SEIN REIZENDER KRIEG. *„Na, schöner sind wir zwei in den beiden Jahren auch nicht geworden!"*

BECHER DER LIEBE

Sieh, ich trink den übervollen
Becher leer mit leichtem Sinn.
Und des Lebens Wellen rollen
über meine Seele hin.
Komm, ich will ihn wieder füllen:
Unten Saft und oben Schaum.
Du, mit deinen dunklen stillen
Augen, die ein lieber Traum
stets umfängt — in vollen Zügen
trink ihn aus, so, wie ich trank!
Denn der Wein kennt keine Lügen,
keine Falschheit — Trug noch Zank.
Laß die Menschen draußen brüllen,
festverschlossen ist mein Haus!
Du, mit deinen dunklen stillen
Augen — trink den Becher aus. J. N.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0746

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Briefkasten

Naumburg. O. J. Das „Naumburger Tageblatt" Nr. 243 meldet: „Erster Berliner Kinobesitzer gestorben. Der Berliner Filmtheaterbesitzer O. P. ist im Alter von 666 Jahren in Bad Nauheim, wo er zur Kur weilte, gestorben."
Diese Berliner! Haben im Jahre 1275 bereits ein Kino gehabt und lassen Meister Meßter sich ruhig quälen im 20. Jahrhundert — bis der alte Herr O. P. mit seinen 666 Jahren das Zeitliche segnet. Da kommt's erst raus, daß sie det Ding schon längst jedreht hatten ...

Feldpost. Im „Hamburger Fremdenblatt" vom 20. Juli steht unter den weiblichen Stellesuchenden obenan: „Beamt. i. Ruhe (eh. Stabsfeldw.), 53 J., s. rüst., s. Vertrauensposten z. 1. 8."

Weiblicher Stabsfeldwebel! Was will demgegenüber ein englisches Heckenschützengirl besagen!

Lähn. Br. Der „Beobachter im Iser- und Riesengebirge" Nr. 260 spricht von dem „nördlichen Anusgebirge".

Fragt ihr, wo der Anus liege?
Anus ist ein Körperteil —
des lateinschen Worts Gefüge
zeigt auch ein Gebirge steil:
zwischen Bergen wohlbehütet
liegt ein tiefes, enges Tal,
durch das oft der Sturmwind wütet,
ja, der Donner grollt manchmal.

Gera. In den „Leipziger Neuesten Nachrichten" Nr. 316 steht folgende Heiratsanzeige: „Fabrikant, 39 J., m. eig. größ. Intern., stattl. Ersch., groß. Naturfr. (Jäger), vielseit. interess., i. sehr gut. Vermög.-Verhältn. lebend, s. Lebensgefährtin."
Wenn dieser Herr Fabrikant Jäger ist, dann braucht er allerdings eine Frau, die das von ihm geführte größere Internat beaufsichtigt, während er selbst auf die Jagd geht, um Wildbret für sein Internat zu erbeuten.

BERLIN · ROM · TOKIO

Die repräsentative deutsche Monatsschrift von internationaler Bedeutung

Herausgeber: Gesandter Dr. Paul Schmidt

Einzelheft 1 Reichsmark

Regelmäßiger Bezug vierteljährlich RM 3.– zuzüglich Zustellgebühr. Zu bestellen durch den Buch- und Zeitschriftenhandel, durch die Post oder durch den Verlag

STEINIGER-VERLAGE BERLIN SW68

IM GEISTERBANN

Weil das Dasein voll Gespenster,
kommen wir nicht aus dem Graun,
bis durch Schänkenkellerfenster
Geister wir der Weine schaun.
Seid getrost!
Mit den weißen, mit den roten,
wie Rubin, wie Mondenstein,
bannen wir die Macht der Toten,
herzhaft heiter wie der Wein.
Also prost!

Zecher graun sich, wenn sie starben,
nach dem Lebenswein zurück,
der wie Leid ist mondsteinfarben,
der rubinrot ist wie Glück.
Seid getrost!
Lieber als das Dasein schwänzen
allzufrühen Totentanz
Bäuche, die weißfränkisch glänzen,
Nasen im Burgunderglanz.
Also prost!

Heinrich Noeren

Obermylau. E. D. In der „Frankfurter Zeitung" 580/81 lesen wir: „Wenn die Aegypter einander zurufen, nichts in der Welt habe Bestand, denken sie dabei an das Empire. In der Hoffnung, daß der Krieg ihnen die Befreiung von England bringen werde, vermögen sie die gegenwärtigen Leiden besser zu ertragen. Ein im ägyptischen Volk täglich gebrauchter Ausspruch lautet: ‚Gott ist mit den Duldenten.' "
Wie uns die Direktion des Berliner Zoologischen Gartens freundlichst mitteilt, ist die Duldente (Anas paticus) längst in Ägypten bestätigt. Sie stammt aus Indien, wo sie sich ganz offen zeigt, während sie in Ägypten noch sehr heimlich und scheu ist. Neuerdings soll sie auch in Iran und im Irak beobachtet worden sein — überall, wo sich die englische Flagge zeigt.

Leipzig. W. B. Über die Paul-Lincke-Ehrung in Berlin schreiben die „Leipziger Neuesten Nachrichten" Nr. 312: „Als Vorfeier zum 75. Geburtstag von dem Berliner Operettenmeister Paul Lincke fand in Anwesenheit von Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und zahlreichen Vertretern der Ministerien und Behörden, der Theater- und Filmwelt eine Neuinszenierung von „Frau Launa" im Berliner Theater des Volkes statt, die sich zu einer einzigen Huldigung für den Komponisten gestaltete. Sie begann bei der Ouvertüre, die der rüstige Paul Lincke schwungvoll dirigierte; sie endete mit der Auffahrt eines Volkswagens auf der Bühne, den Frau Luna als Geschenk von Dr. Ley vorführte."
„Frau Launa" bezieht sich offenbar auf gewisse launige Weisen des Werks.

Neubrandenburg. C. R. Der „Neubrandenburger Anzeiger" Nr. 210 schreibt: „Im Laufe der Zeit werden in allen Teilen des Deutschen Reiches Heimschulden errichtet."
Das ist ganz unverständlich, Schulden entstehen doch meist von selbst ohne staatliche Beihilfe.

Weimar. Im „Berliner Lokal-Anzeiger" Nr. 273 findet sich folgende Anzeige: „Bekanntschaft mit passend. Partnern und Einheiraten in allen Ständen vermittelt diskret und individuell für Damen und Herren mit guter Lebensart bis 60 Jahren ...".
Über 60 Jahren ist die gute Lebensart selbstverständlich:

Denn was Natur und Zeit getan,
das sieht der Mensch als Bess'rung an!

Dresden. Die „Greizer Zeitung" Nr. 263 schreibt: „Bar aller Selbstkritik maßt Roosevelt sich hier wieder einmal an, mit erhobenem Zeigefinger und heftigem Gekneife ‚soziale Nachkriegsforderungen' für die ganze Welt festzulegen, ungeachtet der jahrzehntelangen Mißwirtschaft, durch die er in seinem eigenen Lande ehemals zartgrüne Fluren und ertragreiche Felder in unübersehbare Sandwüsten verwandelte."
Na ja, bei sozialen Nachkriegsforderungen wird Roosevelt allerdings „kneifen".

Weimar. In den „Leipziger Neuesten Nachrichten" Nr. 320 suchen 2 Witwen Herrn in fester Position kennen zu lernen „zwecks Heirat in 50 Jahren".
In 50 Jahren können sie diese Herren gründlich genug kennenlernen.

Magdeburg. H. W. In der „Magdeburgischen Zeitung" Nr. 146 ist „1 Werkstatt-Dauerbandofen m. Rohr, schambedürft.", zum Verkauf ausgeschrieben.

Ja nicht in der Werkstatt küssen,
auch wenn's Mädchen gern es hätt',
denn der Ofen, mußt du wissen,
glüht sonst gleich — schamviolett!

Greiz. Auf einem uns zugesandten Zeitungsausschnitt (Leipziger Neueste Nachrichten? Nummer unbekannt) ist zu lesen: „Admiral Platon beschäftigte sich auch mit dem Aufruf des Verrätergenerals Gentilhomme, der augenblicklich die Dschibuti umgebenden gaullistischen Truppen befehligt. Dieser General habe an die vichytreuen Franzosen die Parole ausgegeben: ‚Lauft zu de Gaulle über oder verreckt!' Gentilhomme habe aber, so sagte der Admiral weiter, genau so wie in Syrien einen großen Fehlschlag erlebt. Der Widerstandswillen der französischen Kolonie ist trotz den verbrecherischen Aushungerungsmethoden der Engländer ungebrochen."
Sie haben ganz recht: „Gentilhomme", englisch: Gentleman, ist der richtige Name für diesen Verrätergeneral — im Sinne Englands.

Kladderadatsch

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Stellvertreter: Betty Fiedler, Berlin — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf: 165501. Postscheckkonto: Berlin 20781 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N.Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0747

© Universitätsbibliothek Heidelberg

G 5442 3

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

Harriman: „Roosevelt hat den Schießbefehl an unsere Flotte gegeben, um uns aus dem Kriege herauszuhalten."

Roosevelt: „Aus dieser Friedenspalme lassen sich sehr gut Kriegspfeile herstellen!"

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE UND DES WELTGESCHEHENS

Kurt Ziehank
Universitätsplatz 12

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0748
© Universitätsbibliothek Heidelberg

30 PF.

Kladderadatsch

NUMMER 51 · 94. JAHRGANG · BERLIN, 21. DEZEMBER 1941

MÄRCHENTANTE ROOSEVELT: *„Nachdem das Feuerchen brennt, will ich euch ein schönes Märchen vom friedfertigen Onkel Franklin erzählen!“*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0749

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Ein unheiliges Märchen

Es war einmal ein König, der war gar keiner, obwohl er es so gern sein wollte. Ihm fehlte zunächst die Lebenslänglichkeit seiner Würde, denn bekanntlich ist nur der ein König, der es bis zu seinem Tode bleibt, außer wenn er silberne Löffel stiehlt oder sein Volk verkauft. Der König dieses Märchens aber durfte immer nur für ein paar Jahre regieren, und er brauchte immer einen gewaltigen Schwindel, bis ihm das Volk wieder für einige Jahre die Macht anvertraute.

Es fehlte diesem König für seine Würde aber noch mancherlei. So wie man eine Prinzessin daran erkennt, daß sie eine Erbse auch durch sieben Daunenbetten hindurch fühlt, so erkennt man einen König daran, daß er in irgendeinem Reich, und wenn es noch so klein ist, als solcher anerkannt wird. Aber dieser König regierte eigentlich nirgends. Wenn er von seinem Volke etwas wollte, dann konnte er ihm nicht sagen: „Tuet dies und lasset das", sondern er mußte sein Volk mit der Lüge überreden: „Tut das, sonst frißt euch der böse Wolf." Auch in seiner Familie regierte er nicht, denn das tat seine Frau. Nicht einmal sein eigener Körper gehorchte ihm, und seine Beine sagten ihm den Dienst auf. Kluge Menschen, die ihn sahen, behaupteten, daß auch sein Geist nicht ihm gehorche, sondern einigen Fremdlingen, die sich dem Volke nicht zeigen durften, weil man sonst gemerkt hätte, daß ihnen ein gelber Stern fehlte.

Nur eins besaß dieser König wirklich, eins gehörte ihm ganz allein, das war der Wunsch, alle Macht der Erde in seiner Hand zu vereinigen.

So führte ihn eines Tages eine gute Fee auf einen hohen Wolkenkratzer einer riesigen Stadt. Sie zeigte ihm hinter den Mauern der Häuser, unter den Brücken und auf den Straßen Millionen und Abermillionen Menschen, die in bitterer Armut lebten und die nicht einmal arbeiten durften, weil ein Gesetz im Lande bestand, daß nur derjenige Geld erwerben durfte, der Geld besaß. Die gute Fee zeigte ihm weiter riesige Strecken seines Landes, auf deren fruchtbarem Ackerboden nur Unkraut wuchs, sie zeigte ihm Farmer, die die reiche Ernte ihrer Felder verbrannten, während in den Städten die Menschen hungerten, nur weil ein anderes Gesetz galt, nach welchem es dem Volk bei Strafe des Hungertodes verboten war, den ketzerischen Gedanken zu äußern, daß der Mensch nicht von Papiergeld, Silber und Gold satt wird, sondern von Brot.

Die gute Fee wies auf dieses alles hin und sprach zum König also: „Sieh, o König, hier hast du ein Feld, dich zu bewähren. Es wird viel Mühe und Schweiß kosten, dein Land in Ordnung zu bringen, aber wenn es dir gelingt, dann werden dich glückliche Menschen preisen und dich Franklin den Friedfertigen nennen.

Als der König noch schwankte, ob er dem Rate der guten Fee folgen sollte, kam ein nach Whisky duftender Teufel und führte den König auf die weite Wüste des Meeres.

Er wies ihm die Welt in ihrem ganzen Umfang und sagte: „Lasse dich nicht auf den mühevollen Versuch ein, dein Volk glücklich zu machen. Du bist zu Größerem geboren. Verbinde deinem Volke die Augen, auf daß es sein eigenes Unglück nicht sieht. Blind wird es dir auf dem schmalen Pfad folgen, der dich zum Gipfel der Macht über Himmel und Erde führt. Du mußt dich erheben über so schale Begriffe wie Treu und Glauben, Vernunft und Menschenglück, du mußt beide Augen schließen vor den Gesetzen der göttlichen und menschlichen Ordnung, und du wirst sehen, daß diese Begriffe dem dienen, der sich über sie erhebt. Du mußt einen Kriegsplan aufstellen im Namen des Friedens, du wirst diesen Krieg gewinnen, wenn du ihn führst, ohne zu sagen, daß es der Krieg ist. Gehe nicht sparsam um mit den Millionen deines Volkes, sondern opfere sie dem größeren Zweck. So wirst du als König der Könige Delano del Mundo heißen, und ich will als erster niederfallen und dich anbeten." — —

Und der König verschrieb sich dem Teufel. Er begann damit, seinem Volke die Augen zu verbinden. Er ließ schießen und jammerte, daß er beschossen würde. Er pries Rechte, die er verletzte. Er log, daß die Völker nicht mehr sagten: „Er log das Blaue vom Himmel herunter", sondern: „Er log wie Roosevelt". Er ließ seine Füße von dem Gehilfen des Teufels Schritt um Schritt vorsetzen, um dem Kriege nachzulaufen, und er kleidete sich unter dem Hohngelächter der Hölle in das weiße Gewand des Friedensengels. Auch dann noch, als er den Krieg endlich eingeholt hatte ...

Dem Volke aber, dessen Augen verbunden waren, wurde gesagt, daß es neben seinem König auf dem Thron der Welt sitzen könne, und es merkte zu spät, daß der Thron aus den Knochen seiner Söhne erbaut werden sollte. So ging die Zeit hin, bis auch die Zeit dieses Königs um war. Da zeigte sich, daß die gute Fee, deren Ratschlag der König nicht befolgt hatte, ausgewandert war auf die andere Seite der Erde, die man die Alte Welt nennt. Dort hatten weisere Menschen den Wert ihrer Empfehlungen erkannt. Sie hatten in einem letzten großen Krieg den Teufel aus ihrem Bezirk gebannt. Sie schlossen Frieden im Innern und führten nur Krieg gegen die Angreifer von draußen. Sie hatten es leicht in der Abwehr, denn jedermann wußte, worum es ging. Sie kümmerten sich nicht darum, ob der Angreifer in Teufels- oder Engelsgestalt kam. Sie hielten ihre Tore geschlossen.

Der König aber, der so gern ein wirklicher König geworden wäre, wurde weder Franklin, der Friedfertige, noch Delano del Mundo, sondern er lebte in der Erinnerung als Roosevelt del Diavolo, ja einige nannten ihn schlechthin: Roosevelt del Ano.

Hanton

Weihnachtslied im Krieg

Wie große Kinder stehen wir im Kreise
um einen schlichtgeschmückten Tannenbaum.
Von fern die Weihnachtsglocken tönen leise.
Es ist, als schwebt ein Engel durch den Raum.
Ein grüner Tannenzweig, ein kleines Kerzenlicht
sind liebe Grüße aus der schönen Jugendzeit.
Sie mahnen feierlich und doch so ernst und schlicht
uns an die Hoffnung und Beständigkeit.

In Feindesland stehn unsere Soldaten.
Die Feldpost hat ein Päcklein mitgebracht.
Es ist nicht groß und einfach zu erraten:
Es ist von Haus ein Gruß zur heilgen Nacht.
Ein grüner Tannenzweig, ein kleines Kerzenlicht,
geschmückt von einer Frauen- oder Kinderhand.
Bei diesem Kerzenlicht strahlt ihm ins Angesicht
ein Stücklein Heimat fern im Unterstand.

Wir stehn im Kreis und reichen uns die Hände,
der Blick nach vorwärts in die Zukunft schaut.
Wir stehen vor der großen Sonnenwende,
vor uns wird eine neue Welt erbaut.
Ein grüner Tannenzweig, ein kleines Kerzenlicht
begleiten uns durch diese stille, heilge Nacht,
bis nach der Finsternis der große Tag anbricht,
wo uns ein ew'ger, schöner Friede lacht.

Fred Endrikat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0750
© Universitätsbibliothek Heidelberg

„ES WAR EINMAL

ein mächtiger König ...“

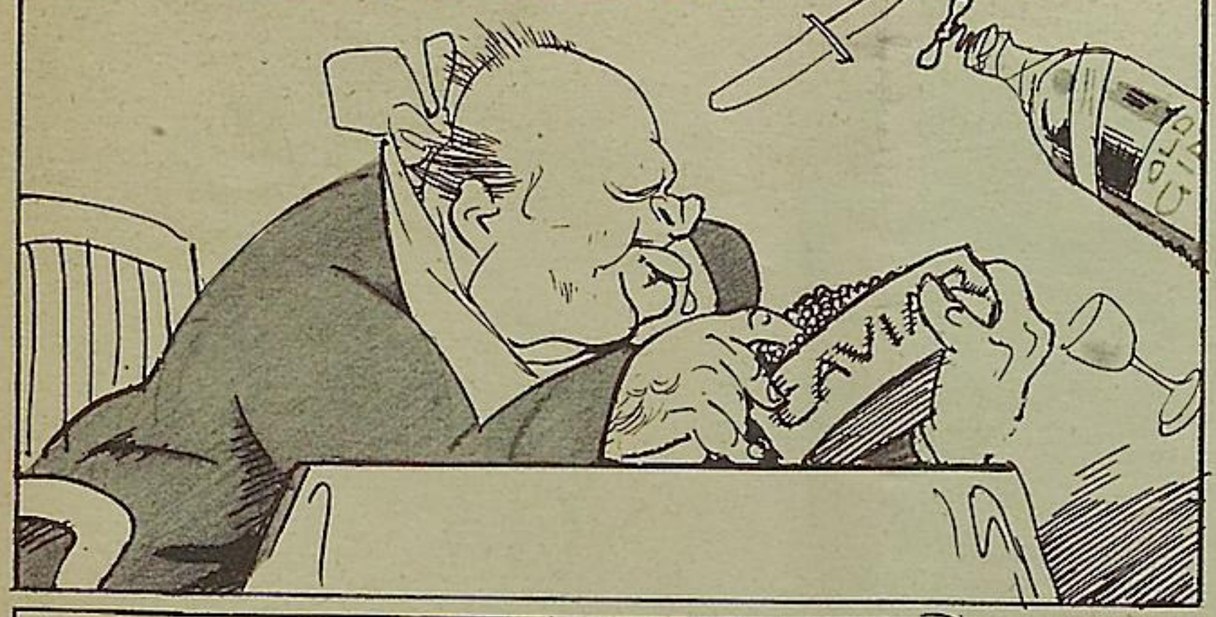
Hanton

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

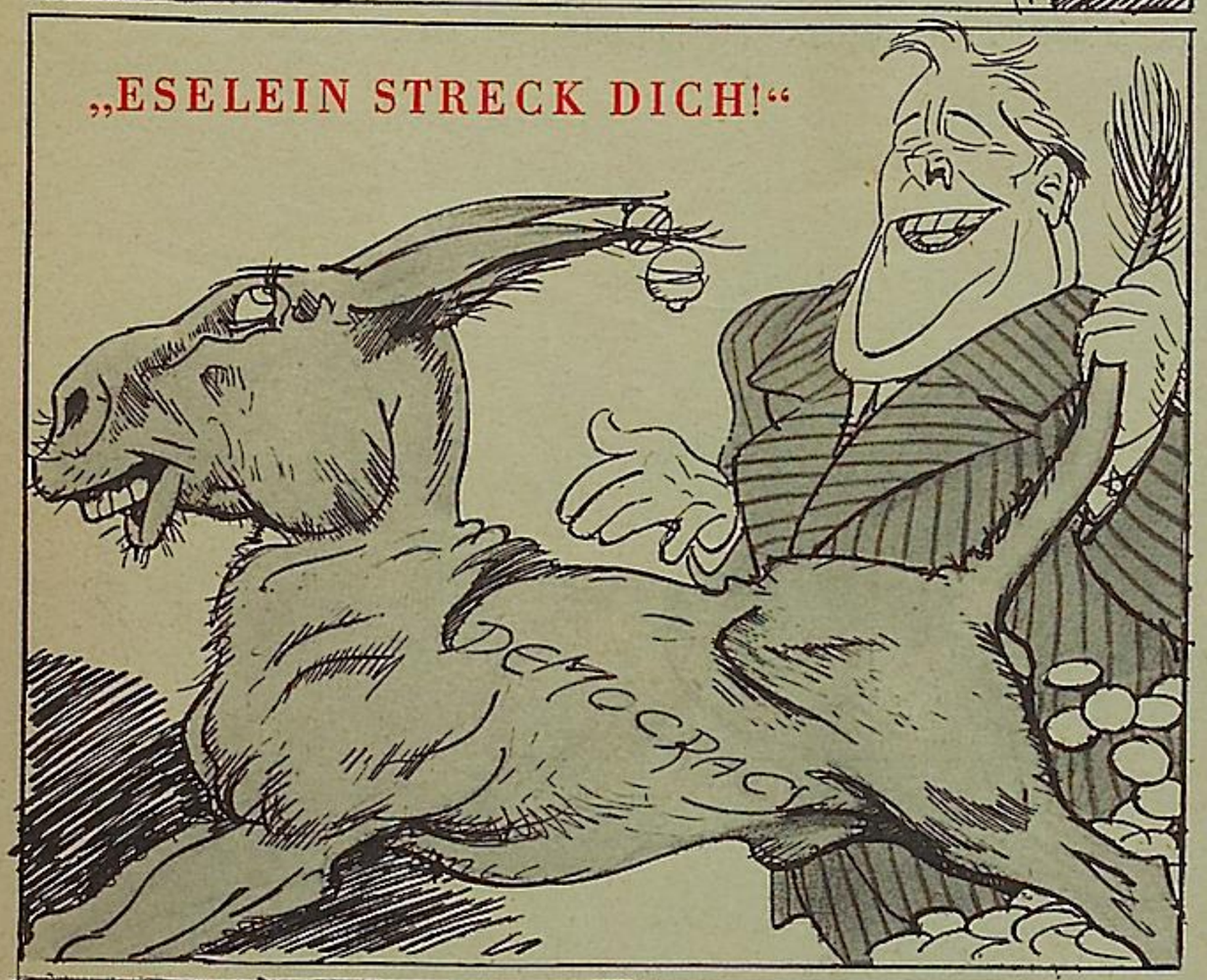
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0751

© Universitätsbibliothek Heidelberg

„TISCHLEIN DECK DICH!“



„ESELEIN STRECK DICH!“



„KNÜPPEL AUS DEM SACK!“

JOHNSON

CHRONIK

Britische Berichterstattung

„Die Achsenmächte haben in Libyen den Todesstoß erhalten.“

*

„Die launische Schlacht zeigt für die Briten eine Abwärtsbewegung.“

*

„Die Stärke der Deutschen darf nicht unterschätzt werden, ihre schweren Panzer haben ein bemerkenswertes Durchstehvermögen gezeigt.“

*

„Die Deutschen haben die erste Runde gewonnen; aber die nächsten Runden werden wir gewinnen.“

*

„Es handelt sich nur um eine Phase.“

*

„Trotz unserer Enttäuschung wollen wir vertrauensvoll bleiben.“

*

„Wir werden ja sehen, wer es länger aushält.“ h. p.

Ruhe

Die letzte Rede Churchills im Unterhause wurde von den Abgeordneten und in der Presse „mit auffälligem Stillschweigen“ aufgenommen.

Auf allen Bänken ist Ruh'.
In allen Zeitungen spürest du
von Beifall keinen Ton.
Freunde und Gönner schweigen.
Stimmt man die Trauergeigen?
Geht es zu Ende, mein Sohn? h. p.

Große Frage

Die Londoner „Times“ erklärte letzthin, das Bündnis zwischen England und dem Bolschewismus sei ein Bund zwischen Intelligenz und Kraft.

Sind nun die Briten die Kraft und die Bolschewiken die Intelligenz oder umgekehrt? Oder hoffen die Partner, beides erst durch das Bündnis zu bekommen?? h. k.

Erkannt

Ein amerikanisches Blatt meint, Roosevelt habe eine besondere Taktik.

Jeder Falschspieler schwört auf sein System. p. b.

Sinnvoller Name

Die Ark Royal ist im Mittelmeer von deutschen Unterseebooten versenkt worden.

Ark heißt Arche, aber auch Bundeslade. Die Doppelbedeutung hat sich vor Gibraltar als recht sinnreich erwiesen: mit dem Empire, der Arche Noah, die im Sturm der Sintflut schaukelt, ist auch jener Feind getroffen worden, der in der Bundeslade sein höchstes Symbol sieht. Fortsetzung folgt. atz.

Der Gehorsame

Roosevelt erklärte in einer Pressekonferenz, er brauche keinen Rat.

Die Befehle, welche er bekommt, sind für ihn bindend. p. b.

ENGLISCHE KULTURTATEN

W. C. verlangt Blut, Schweiß und Tränen
seit einem Jahre dann und wann
und unterläßt es, zu erwähnen,
was er dagegen leisten kann.

Die ganze Welt soll für ihn bluten,
er will denSchweiß der USA.,
das Empire weint Tränenfluten
als Sklave der Britannia.

Doch läßt die Gottheit sich nicht leugnen,
die an dem Frevler Rache nimmt,
bis er zuletzt in seinem eignen
Herzblut und Schweiß und Tränen schwimmt.

bux

Und das r
Denn er

Roosevelt lie
beraten, der

Ein neuseel
lassen, weil
Engländer v

Ein britische
Orden, weil
hatte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0752
© Universitätsbibliothek Heidelberg

„BLUT-RÖTCHEN" – EIN SOWJETMÄRCHEN

Und das reizende Blut-Rötchen lag still in seinem Glassarg. Und alles Jammern der sieben Zwerge um Hilfe konnte ihn nicht erwecken. Denn er konnte nur durch den Kuß einer russischen Prinzessin erweckt werden – und er hatte ja alle totschießen lassen.

Politische Kurzmärchen

Roosevelt ließ sich einmal von einem Mann beraten, der kein Jude war.

*

Ein neuseeländischer Soldat wurde entlassen, weil für den Frontdienst genug Engländer vorhanden waren.

*

Ein britischer General bekam einen hohen Orden, weil er keinen Rückzug gemacht hatte.

Frau Roosevelt betete einmal öffentlich und nahm keinen Dollar dafür.

*

Ein Jude las einmal ein Gesetz und drehte nicht dran.

*

Ein Sowjet-Kommissar war einmal mit Stalin anderer Meinung und lebt noch.

*

Churchill sagte einmal die Wahrheit.

Ein englischer Lord zeigte einmal auf einen Arbeiter und sagte: „Seht, ein Mensch!"

*

Ein Schweizer interessierte sich einmal für die Zukunft.

*

Ein Wallstreet-Politiker studierte einmal europäische Geschichte.

*

Mister Bullitt kam einmal in ein Land, sagte: „Ich bringe den Krieg!" und brachte tatsächlich den Frieden. bux

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0753
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Steckbriefe

MAC LEISH

Er raschelt zwischen alten Blättern
und ist doch keineswegs der Sturm,
man trifft ihn zwischen Bücherbrettern,
den demokratschen Bücherwurm
im Propaganda-Amte, als Atrappe
ahmt er getreulich nach, wie Franklin
spuckt.
Er ist ein Buch – aus Kleister und aus
Pappe
und deshalb lügt er denn auch – wie
gedruckt.

LOUISE HACHMEISTER

Am Telephon vom „Weißen Haus",
da kennt sich die Louise aus.
Wenn eine Stimme sie vernimmt,
merkt sie, ob die politisch „stimmt".
Indes: sooft den Hörer sie auch nahm,
nie an ihr Ohr der Wahrheit
Stimme kam.

ROBERT SHERWOOD

Als Komödienautor schenkte
er uns manchmal 'ne Pointe,
was jedoch beharrlich unterbleibt,
seit er des Herrn Roosevelt Reden
schreibt.
Doch den Kenner, den verblüfft das
nicht,
denn der Witz ist jener, der sie spricht.

rosi.

Kladderadatsch

DAS STEINERNE HERZ

Wohl jeder von uns hat als Kind mit einigem Gruseln Wilhelm Hauffs Märchen „Das steinerne Herz" gelesen, die Geschichte eines Mannes, der — um reich zu werden — beim Teufel sein Herz für einen Stein eintauschte.

Aber — merkwürdig: noch heute gibt es Leute, denen das Märchen eine Gänsehaut verursacht hat, die aber, wenn ihnen der Mensch mit dem steinernen Herzen in Wirklichkeit begegnet, so etwas wie Mitleid mit dem „armen Juden" haben.

Denen sei einmal die aktuellere Geschichte vom steinernen Herzen erzählt, die aber kein Märchen ist, sondern aus Zitaten besteht, die einer „Geschichte des Talmud" entnommen sind. Der Verfasser heißt Jakob Fromer, und sein Buch ist vor Jahren im Verlag von Paul Cassirer erschienen: „Etwas um seiner selbst willen zu tun, einer Naturbetrachtung, einer Gedankenbildung, einem Genuß sich zwecklos hinzugeben, oder sich — wie Galilei — für die nutzlose Frage, ob die Sonne sich bewegt, töten zu lassen, ist den wurzellosen Nomaden von Haus aus fremd. Der Gott, den sie nach ihrem Ebenbilde sich geschaffen haben, ist ein nomadischer Patriarch. Was er ihnen auch immer befiehlt, läuft auf einen gegenwärtigen oder zukünftigen persönlichen Vorteil hinaus." — „Mit Verachtung blickte er auf die ackerbautreibenden Völker herab, die den Tieren gleich in der Gegenwart lebten und verkamen." — „Zum Denken ward der Mensch bestimmt, zur Arbeit das Tier." — „Im gleichen Verhältnis wie einst der nomadisierende Hebräer zur seßhaften Lebensweise steht noch heute der Ghetto-Jude zur modernen Kultur. Er verabscheut die Menschen, die ihr anhängen." „Der Jude sieht sich den Völkern gegenüber in der Rolle eines Tierbändigers. Ungeheuer ist ihre Kraft, unermeßlich ihr Können, aber durch Leidenschaften verwirrt irren sie in dumpfer Wirrnis einher, ein Spiel chaotischer Gewalten. Kraft dieser Peitsche glaubt er, ihnen seinen Willen aufzwingen zu können. Wo immer seine Stammesgenossen in nennenswerter Anzahl auftauchen, ist es ihnen stets gelungen, die Verwaltung ihrer materiellen und geistigen Güter an sich zu reißen." „Er (der Jude) errichtete eine Mauer um sich und schrieb darüber „Ich hasse die Völker!" —

Man könnte diese Zitate noch endlos vermehren, aber bereits aus den hier angeführten ergibt sich ein Selbstbildnis des Mannes mit dem steinernen Herzen, wie es ähnlicher und grausiger nicht gedacht werden kann.

Es zeigt uns ein Wesen, dem „Frömmigkeit" lediglich eine Art Geschäftsverbindung mit Jehovah ist, das „Denken" nicht als Arbeit, als Leistung und Wert empfindet, die Arbeit jedoch verabscheut.

Es zeigt uns vor allem aber eine Art Mensch, die unsere Kultur verabscheut. — Wer es noch nicht gewußt hat, dem wird durch dieses Selbstbekenntnis wohl nun endgültig klar geworden sein, daß die „Kulturwerke" der Systemzeit, die in Dichtungen wie „Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gerollt?" oder „Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad" nicht etwa Produkte von Geisteskranken waren, sondern planmäßige Versuche, die moderne Kultur, die der Jude verabscheut, zu zerstören.

Was in diesem Zusammenhang von den Behauptungen der internationalen Judokratie zu halten ist, sie wolle die Kultur gegen die barbarischen Nazis verteidigen, bedarf ebenfalls keiner Erörterung mehr. —

Auch die riesige Mauer mit der Inschrift „Ich hasse die Völker", die — laut eigenem Eingeständnis des Talmud-Erklärers Fromer — der Jude um sich errichtet hat, wir kennen sie: es ist die Kreml-Mauer, hinter der die Juden, die prinzipiell die Arbeit verachten, sichs wohl sein ließen, während „die Tiere" in Elend, Hunger und Verzweiflung Sklavendienste verrichten müßten, denn „der Jude sieht sich den Völkern gegenüber in der Rolle des Tierbändigers".

Wir sind dem Jakob Fromer dankbar dafür, daß er mit dem Märchen vom „Goldenen, jüdischen Herzen" so radikal aufgeräumt hat und mit zynischer Offenheit das Bild des Ungeheuers mit dem „Steinernen Herzen" entwarf.

Denn, wenn nun noch jemand auf die orientalischen Märchenerzähler hereinfällt, dann ist es ein pervers Veranlagter, den es nach der Peitsche des Tierbändigers verlangt. — Das ist die Wahrheit über das Märchen vom steinernen Herzen.

ns.

ÜBER DIE FERNE HIN

I.

Vergiß nicht, daß vor Deinem Kammerfenster
die Bäume rauschen wie in Kinderzeiten;
und daß, wenn Kampfgelärm und
[Kampfgespenster,
die Deine Schritte Tag und Nacht begleiten,
versunken sind als Sud zerwühlter Zeiten,
Dir diese Bäume Lieder singen werden,
wie du sie nirgendwo gehört auf Erden.

Vergiß nicht, daß der See mit seinen Wogen,
der Deine ranken Knabenglieder stählte,
wenn Sonne über ihn dahingezogen,
wenn sich der Mond erschauernd ihm vermählte,
des Schwimmers, den er sich zum Freund erwählte,
wartet, weil keiner je ihn so bezwungen,
wie Deiner Jugend oftmals es gelungen.

Vergiß nicht, daß die Blumen einsam blühen,
die Paradieses Widerglanz Dir schenkten,
und daß all unser Sorgen, unser Mühen,
seit nach der Heimat wir die Wege lenkten,
und Saat auf Saat in unsre Erde senkten,
dem galt: daß Du und die den gleichen Namen
Dir danken, Frucht um Frucht gewinnen. Amen!

II.

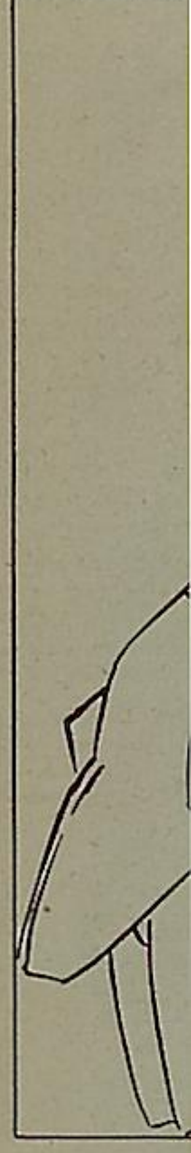
„Wie sollte ich die Bäume je vergessen,
die Tag und Nacht vor meinem Fenster sangen?
Sah ich auch Palmen, Pinien, Zypressen —
der Lindenbaum, darin die Bienen hangen,
in meinen Träumen ist er mitgegangen.

Zwar ließ ich meinen Leib dem Weltenmeere,
und es war tolle Lust, mit ihm zu ringen,
wusch ab in manchem See den Staub der Heere;
jedoch, wo immer Wasser mich umfingen,
der Freundesbund wollt ihnen nicht gelingen.

Die Blumen aber werden mir vergeben,
wenn sie vor Sehnsucht sich nach mir verzehren.
Komm ich zurück, hebt an ein Mannesleben,
nur Einem — elterliches Tun zu ehren —
verpflichtet: Frucht zu bergen, Frucht zu mehren."

Hans Franck

Es war einma



Der Schatten seinen ehem

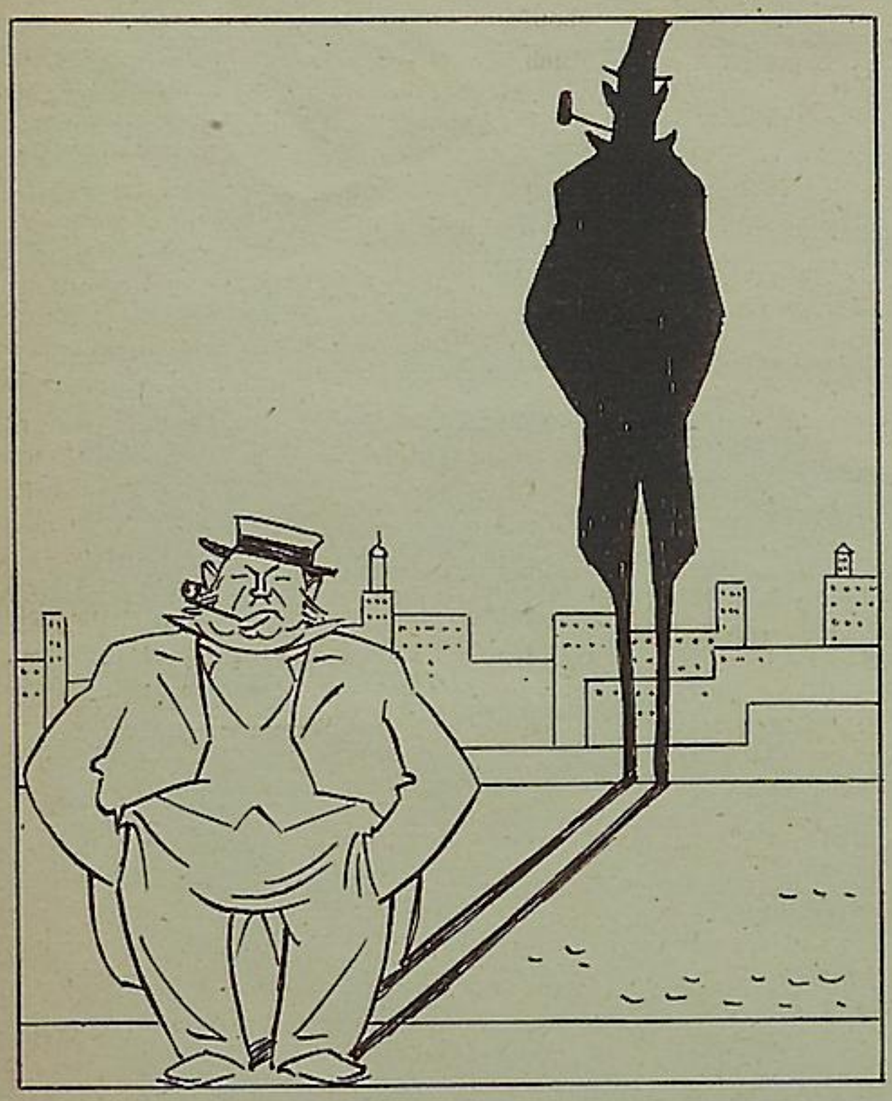
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0754

© Universitätsbibliothek Heidelberg

DER SCHATTEN

(frei nach Andersen)



Es war einmal ein dicker reicher Mann, der einen schönen langen Schatten hatte . .

Eines Tages machte sich der Schatten zum Entsetzen des dicken Mannes selbständig . .

Der Schatten wurde aber mit den Jahren sehr reich und nahm sich seinen ehemaligen Herrn zum Diener als Ersatz dafür, daß er keinen Schatten hatte . .

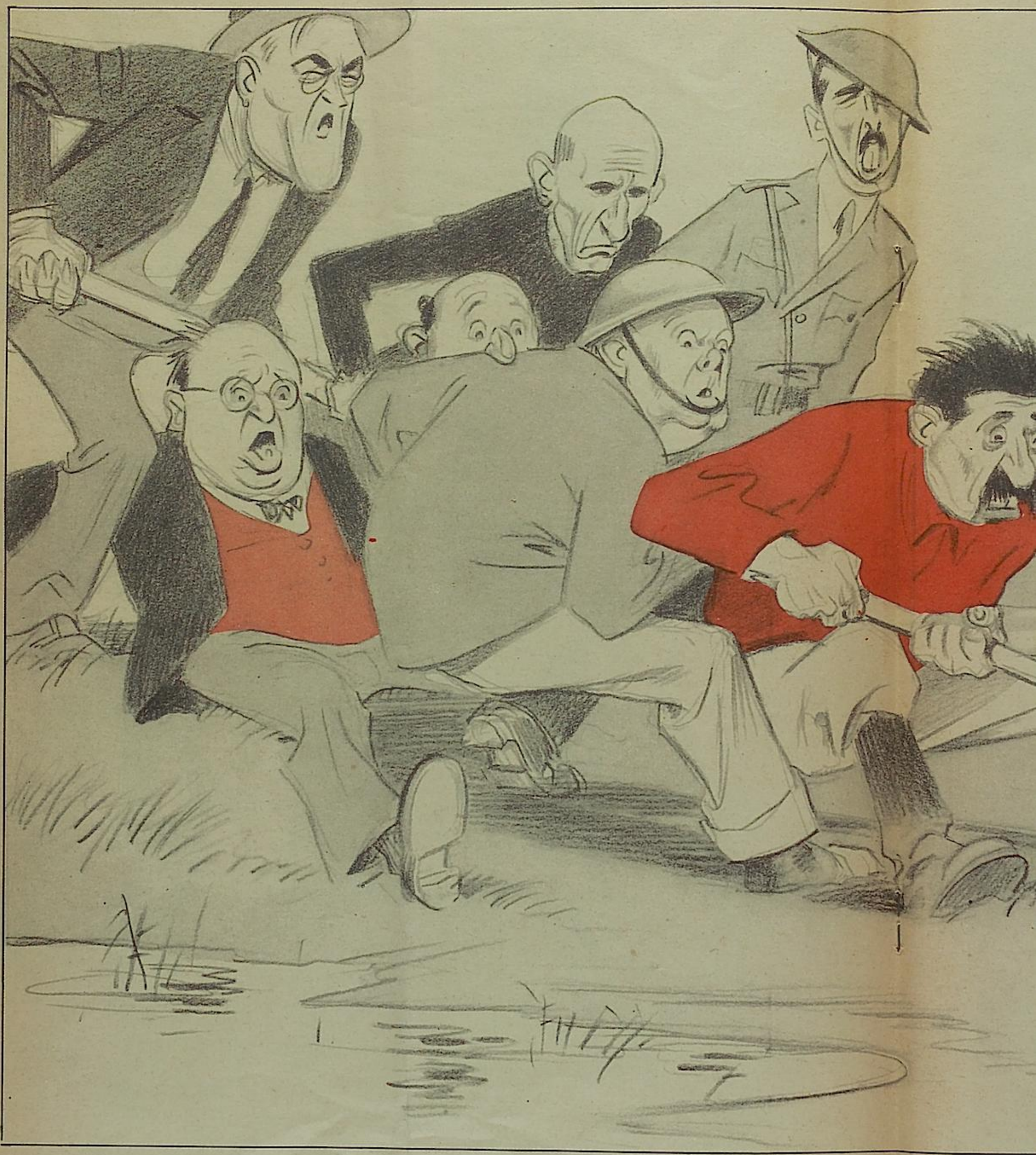
Auf Kosten seines früheren Herrn wurde der Schatten immer dicker und, wenn das Märchen so weiter geht, wird er ihn eines Tages hinrichten lassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0755

© Universitätsbibliothek Heidelberg

DIE SIEBEN SCH



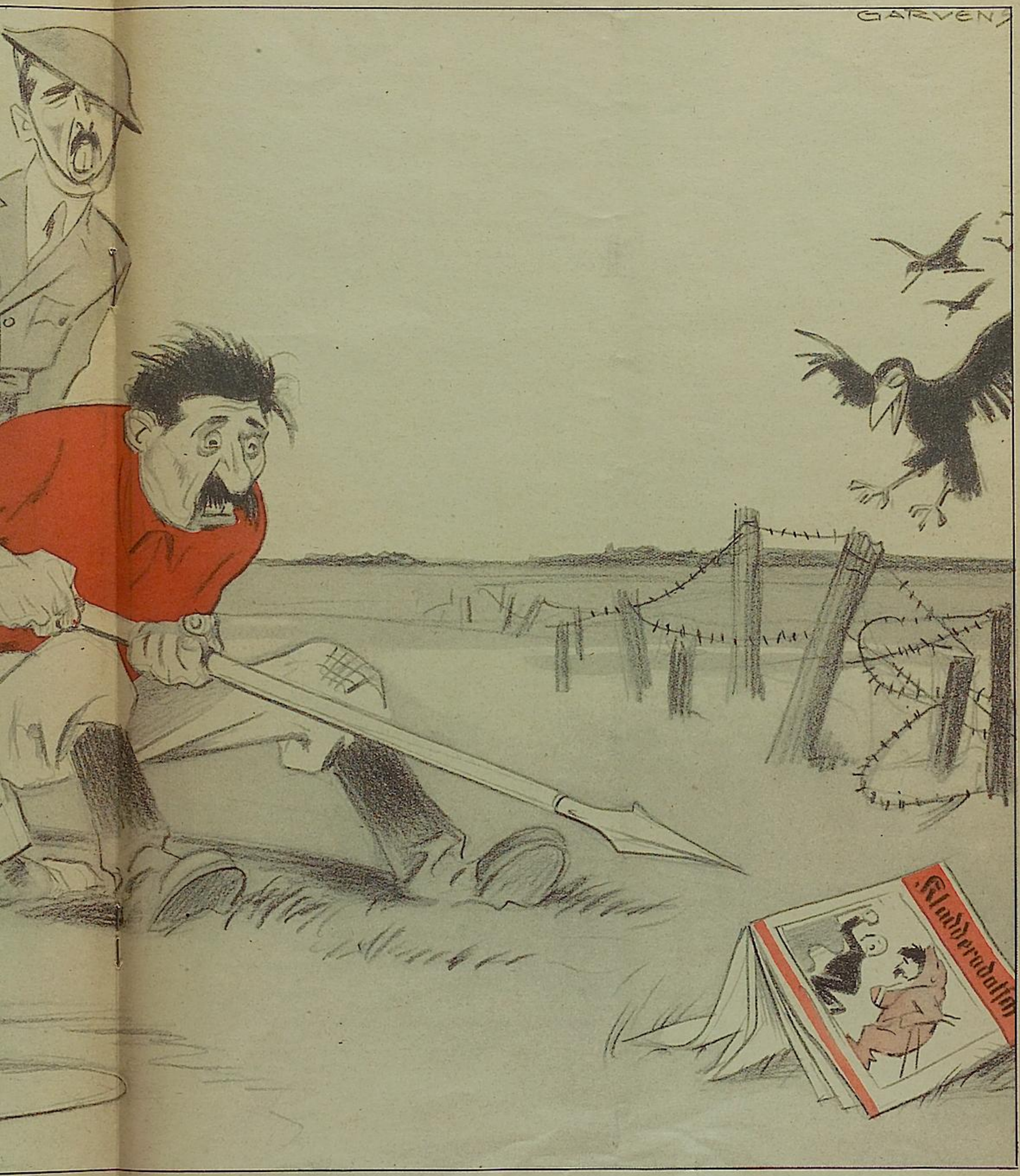
„Stoß zu, Genosse, da liegt er!“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0756

© Universitätsbibliothek Heidelberg



Stoß zu, Genosse, da liegt er!“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0757
© Universitätsbibliothek Heidelberg

WALTHER VON DER VOGELWEIDE

Ich hab Lande viel gesehen,
und der besten nahm ich gerne wahr.

*

Von der Elbe bis zum Rhein,
und herwieder bis zum Ungerland,
mögen wohl die Besten sein,
die ich in der Welt erkannt.

*

Deutsche Mann sind wohlgezogen,
recht als Engel sind die Weib getan,
wer sie schilt, der ist betrogen,
ich kann niemals anders es verstahn.
Tugend und reine Minne,
wer die suchen will,
der soll kommen in unser Land,
da ist Wonne viel.
Lange möge ich leben darinne!

f. h.

WEIHNACHTSERINNERUNG

Von Heinrich Noeren

In der Heimat bin ich wieder:
Kinder gehn am Haus vorbei
in die Schule, singen Lieder
oder schwatzen sorgenfrei.

Von den Türmen läuten Glocken,
wie in meiner Kinderzeit.
Ach, ich fühl' das Herz fast stocken,
als das Uhrwerk Kuckuck schreit!

Hinterm Fenster seh ich spähen
Mutter nach dem Vater aus,
Söcklein stopfen, Kleidchen nähen:
voller Kinder Elternhaus!

An der Wand ein halbverblaßtes
Lichtbild zeigt als Knaben mich.
Unter greisen Haaren faßt es
kaum das Hirn: das war einst ich?

Ja, das war ich, bin ich wieder
dort im Enkel unterm Baum.
Tannendüfte! Weihnachtslieder!
Wundersamer Kindheitstraum!

Kladderadatsch

NEUES VON QUIDAM

Alljährlich um die Weihnachtszeit tarnt sich Quidam, der Wandlungsfähige, als Biedermann und hofft, durch solches Verhalten in letzter Minute den Menschen ein Wohlgefallen zu sein — wenigstens denjenigen, von denen er beschenkt oder eingeladen zu werden hofft.

Kenner lassen sich durch Quidams angebliche Harmlosigkeit natürlich nicht täuschen. Sie wissen, daß er seiner Familie den Weihnachtsabend verekeln wird, weil er an allem herummäkelt und langwierige Berechnungen anstellt, wieviel günstiger es für ihn gewesen wäre, wenn er von Gaben an seine Verwandtschaft abgesehen und sich Geschenke verbeten hätte. Auch sehen sie ihn im Geiste schon in den Nachweihnachtstagen durch die Läden und Geschäfte eilen, um mit Ruppigkeit, List und Überredung die unmöglichsten Umtauschbegehren durchzusetzen.

Dies alles vorausgesetzt, ist es nicht ohne Reiz, diesen Zeitgenossen bei dem Versuch zu beobachten, sich — wie der Wolf im Märchen — einen „weißen Fuß" zu machen und als weltfremd und harmlos zu erscheinen. Wenn man ihn so reden hört, möchte man beinahe an seine Bekehrung glauben — aber sie bleibt leider ein Märchen.

In der Erwartung, noch irgend etwas Billiges und Wertloses für Tante Emma einhandeln zu können, ging Quidam über den Weihnachtsmarkt, als ihm urplötzlich einfiel, daß er ja noch keinen Tannenbaum besitze, weil er bis zuletzt an der Hoffnung festgehalten habe, irgendeine freundliche Seele werde ihn über die Feiertage einladen. Nach den Erfahrungen des letzten Jahres hatte sich jedoch niemand gefunden, der den Mut zu einer solchen Einladung aufgebracht hätte, und so mußte Quidam seinerseits damit rechnen, daß man ihn mit einigen Besuchen beehren würde. Deshalb mußte unbedingt ein Weihnachtsbaum angeschafft werden, denn Quidam legte großen Wert darauf, weder knickerig noch gemütlos zu erscheinen. Er hatte bereits sämtliche Christbaumstände kritisch gemustert, als ihm der des Herrn Puseke aus Pankow auffiel, der noch einige besonders schöne Edeltannen zu verkaufen hatte. Quidam strömte auf ihn zu, taxierte die Größe der Bäume mit sachverständiger Miene und tat dann die uninteressiert klingende Frage: „Haben Sie Weihnachtsbäume?" Emil Puseke sah ihn mitleidig an: „Dachten Se vielleicht in Ihrer jugendlichen Unkenntnis der Zoologie, det, was Se hier sehen, wären Tulpenzwiebeln?" „Das nicht", erwiderte Quidam sanft, „aber ich möchte gern wissen, ob Sie auch Edeltannen führen." Puseke holte tief Luft, und dem Gehege seiner Zähne entquollen die Worte: „Det is 'ne ulkige Frage, Sie komische Kiefer! Det is doch klar wie Kloßbrühe, det Emil Puseke Edeltannen hat. Bekieken Se mal dieset herrliche Jewächs hier — det is nich bloß een jewöhnlicher Baumstamm, nee, det war bis jetzt sojar een Stammbaum." „Wie soll ich das verstehen?" erkundigt sich Quidam zaghaft. „Na, janz einfach, Mann", war Pusekes resolute Antwort, „an diesen Baum jing immer der Dackel des Herrn Oberförster." „Aha", meinte Quidam, „ich verstehe! Und was soll der Baum kosten?" — „Um den Preis werden wir uns schon nich schlagen, Onkel", versicherte Puseke, „und eenen Richter werden wir ooch nich nötig haben. Komm mit fünf Eier rüber, Herr Nachbar, dann erteile ick ohne Bedenken den Zuschlag!" Quidam tat erstaunt. „Fünf Eier", wiederholte er nachdenklich, „fünf Eier für einen Weihnachtsbaum? Das bedeutet ja Rückkehr zu Naturalwirtschaft und Tauschhandel! Aber, ob rohe oder gekochte Eier, lieber Mann — ich weiß wirklich nicht, ob ich die im Hause habe, und wenn ja, ob sie entbehrlich sind. Ich werde Ihnen mein Mädchen schicken, das darüber Bescheid weiß!" Puseke grinste: „Det Meechen können Se ruhig mal herschicken, wenn's hübsch is. Aber mit die Eier war det nich so wörtlich jemeint. Fünf Piepen kostet die erstklassige Edeltanne, fünf Piepen! Det is halb jeschenkt!" „Schade", beeilte sich Quidam zu antworten, „wirklich schade, daß ich nur Zigaretten rauche, und Ihnen mit Piepen — ich meine mit Pfeifen — nicht dienen kann." Allmählich ging Puseke der Hut hoch: „Aber Onkel", sagte er, „sei doch nich drollig. Ick meine doch: Pimperlinge, Knöppe, Kröten, Draht, Asche, Pinke, Pinunzen, Möpse, Moos, mit einem Wort: Marie!"

„Mein Mädchen", sagte Quidam resigniert, „heißt Minna."

„Mensch, Meier!" wunderte sich Puseke, „jibts denn sowas ooch! Verstehen Se denn kein Deutsch? !" —

„Darüber wollen wir nicht streiten", war Quidams bedächtige Antwort, „aber vielleicht nehmen Sie auch Geld!"

„Na siehste, Onkel", sagte Puseke befriedigt, „nu is der Jroschen gefallen und der Weihnachtsmann endlich doch noch jekommen. Wohin darf ick Ihnen den Besen bringen lassen?"

–i.–

IM GOLDNEN LAMM

Im goldnen Lamm, bei weingefüllten Bechern,
da ist es gut sein um die Abendzeit.
Ein kleiner Kreis von wohlbeleibten Zechern
genießt beschaulich weise Fröhlichkeit.
Man spricht von einst erlebten Jugendlastern,
und prahlt von mancher süßen Liebesnacht.
Die Nasen blühn wie auf dem Tisch die Astern.
Eros schaut schweigend fort — und Bacchus lacht.

Im goldnen Lamm in einer stillen Nische,
da ist es gut sein um die Abendzeit.
Ein junges Pärchen sitzt allein am Tische,
genießt das Glück der Liebesseligkeit.
Es ist ein zärtlich Flüstern und Liebkosen.
Die jungen Herzen sind von Glut entfacht,
so schön wie auf dem Tisch die roten Rosen.
Bacchus schaut schweigend fort — und Eros lacht.

Im goldnen Lamm scheint abends alles rosa,
ganz anders ist es um die Mittagszeit.
Es kommt der Tag und mit ihm kommt die Prosa
und hält für uns das Mittagsmahl bereit.
Wie köstlich damoft jetzt auf dem Tisch der
die Klöße anzuschaun ist eine Pracht. [Braten,
Statt Astern, Rosen, leuchten die Tomaten.
Bacchus und Eros schweigt — Lucullus lacht.

Fred Endrikat

Das tönende Inserat

Ein amerikanischer Tenor gab in ländlicher Gegend einen Liederabend. Auf dem Programm stand unter anderem auch „Der Schmied" von Brahms.

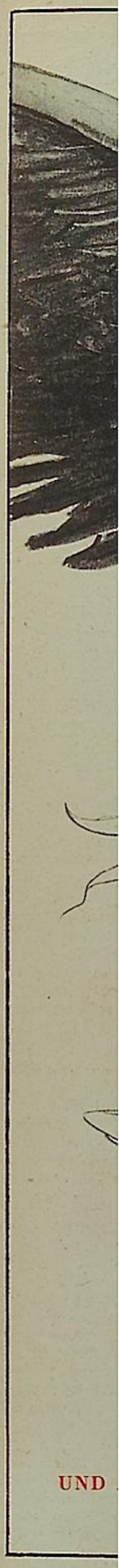
Wenige Minuten vor Beginn der Veranstaltung wird dem in seinem Zimmer harrenden Sänger ein Mann aus der Gemeinde gemeldet, der ihn in einer unaufschiebbaren Sache dringend zu sprechen wünscht.

„Wie ich gelesen habe", sagt der Besucher, „werden Sie im heutigen Konzert auch den ‚Schmied' singen?"

Der Künstler nickt zustimmend.

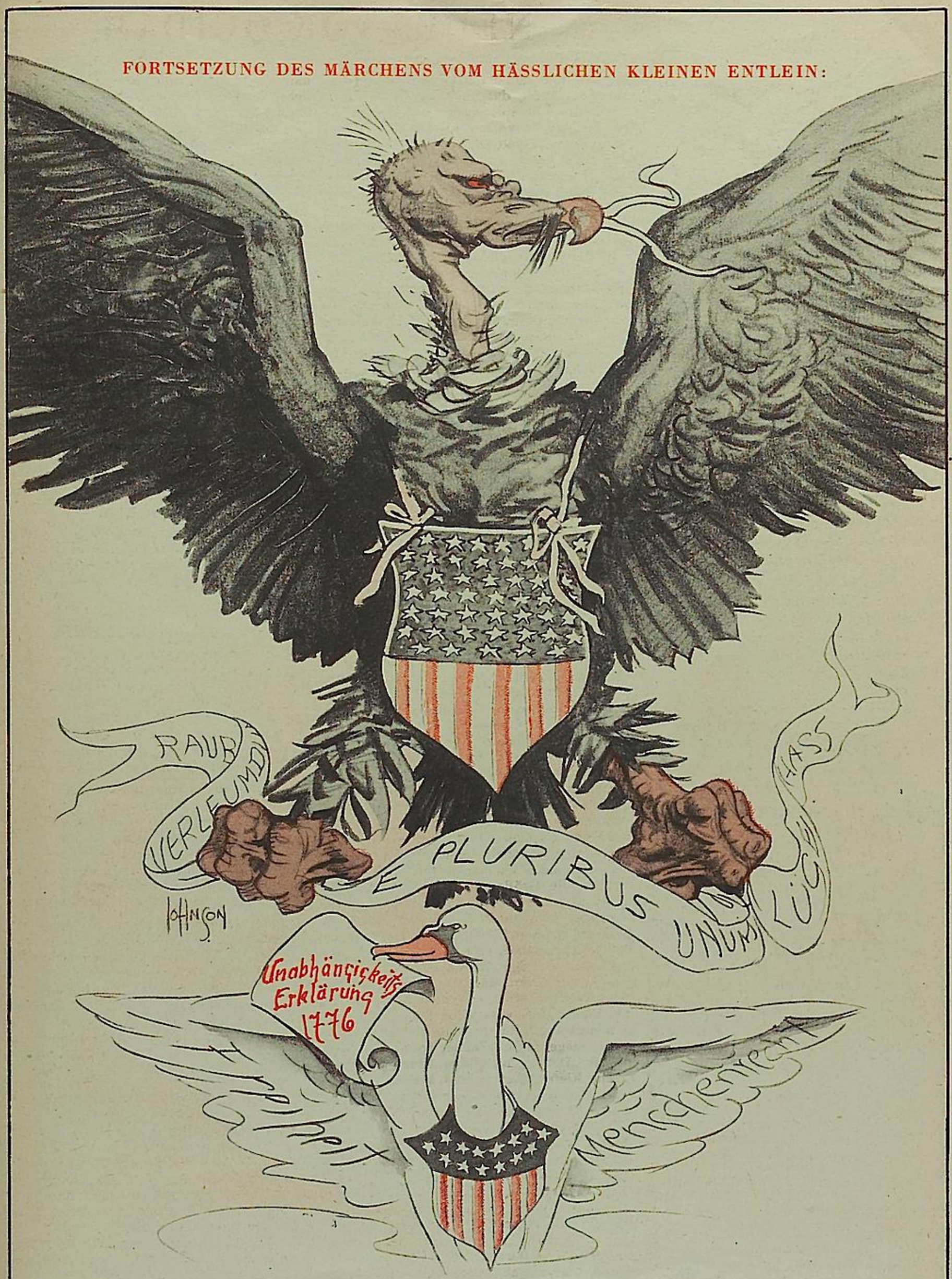
„Ich wollte Ihnen nur sagen", fährt der Mann fort, „daß ich hier im Dorf der Schmied bin und Ihnen sehr dankbar wäre, wenn Sie in das Lied ein paar Worte einflechten könnten, daß ich auch Motorräder instandsetze . . ."

f. f.



UND

FORTSETZUNG DES MÄRCHENS VOM HÄSSLICHEN KLEINEN ENTLEIN:



UND AUS DEM HERRLICHEN SCHWAN WURDE WIEDER EIN HÄSSLICHER ENTERICH

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

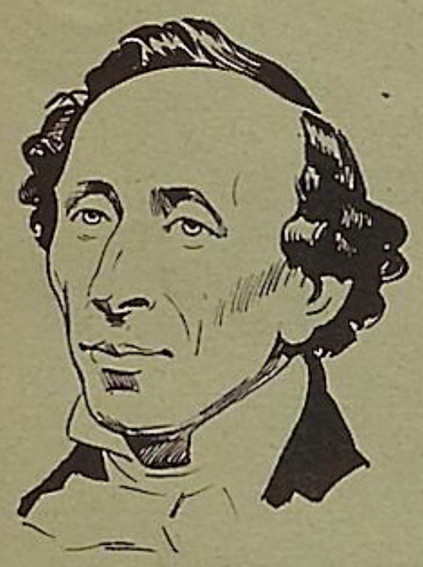
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0759

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Interview des Kladderadatsch

mit

HANS CHRISTIAN ANDERSEN



Es war ein regnerischer Abend, dunkel wie die Zukunft des britischen Empire. Ich stand an einer nach dem alten Berliner Ernst Litfaß benannten Säule und wartete auf die Straßenbahn, als mich plötzlich jemand anredete, obgleich weit und breit kein Mensch zu sehen war.

Schließlich wurde es mir klar, daß die Stimme von einem Filmplakat kam, auf dem der Dichter Hans Christian Andersen abgebildet war.

„Entschuldigen Sie die Störung", sagte die Stimme, „aber ich bin hier festgeklebt und kann meinen Platz nicht verlassen, um mal einen Blick in die Zeitungen zu werfen. Deshalb möchte ich mich bei Ihnen erkundigen: Ist es wahr, daß man heute versucht, meine Märchen in die Wirklichkeit umzusetzen?"

„Wie meinen Sie das, Herr Andersen?" fragte ich zurück.

„Nun", antwortete der Dichter, „aus den Gesprächen der Leute, die hier auf die Straßenbahn warteten, habe ich entnommen, daß Mister Churchill in seiner letzten Unterhausrede den ‚Standhaften Zinnsoldaten' darzustellen versucht hat." — „Man könnte es so ausdrücken", sagte ich. Andersen lächelte: „Das kommt davon, wenn einer meine Märchen erzählen will, ohne sie richtig gelesen zu haben! Der ‚Standhafte Zinnsoldat' verkommt doch schließlich in der Gosse!" — „Stimmt", entgegnete ich, „dann hat also Churchill unbewußt die Wahrheit gesagt!" — „Aber am meisten amüsiert es mich", sprach Andersen weiter, „daß man auch die Geschichte von des Königs neuen Kleidern ausprobieren will, die bekanntlich gar nicht vorhanden waren." „Wer ist denn so albern?" erkundigte ich mich. „Das wissen Sie nicht?" lächelte der Dichter. „Stalin natürlich! Er paradiert im Schmuck der Waffen, die ihm England und Amerika — nur versprochen haben und sagt: ‚Seht nur, wie schön ich bin und wie stark!' Genau wie der genasführte König in meinem Märchen! Aber weil man im Osten nicht nackt herumspazieren kann, fängt er schon an, mit den Zähnen zu klappern!" — „Stimmt, Herr Andersen", sagte ich. „Aber ist es nicht eine verkehrte Welt, in der ein Märchendichter die Wahrheit sagt, und die plutokratischen Politiker Märchen erzählen?" Da kam meine Straßenbahn. Ich stieg ein, ohne eine Antwort abwarten zu können. —s.

Im Rampenlicht...

DAS MÄRCHEN VON DER GROSSEN CHANCE

Es gibt wohl keinen von denen, die es mit magischer Gewalt hinzieht in die bunte Welt im Rampenlicht, der nicht ein Märchen träumte, das Märchen von der großen Chance; und wenn es sich dann später erweist, daß die Begabung nur für kleine und kleinste Aufgaben ausreichte — wenn einer mit Leib und Seele Schauspieler ist, dann dient er zwar seine Zeit als Vertreter des Faches „Chor und kleine Rollen" redlich ab, aber bis zum letzten Atemzug wartet er auf die Erfüllung seines Märchentraums, und immer wieder malt er es sich aus, wie es wohl sein würde, wenn eines Tages der große Gast oder der Hauptdarsteller nicht da wäre, und er, der kleine unbekannte Mann im Hintergrunde, müßte einspringen. Oh, er würde es ihnen schon zeigen, was in ihm steckt, den Gründlingen im Parkett und dem Mann im Direktionssessel. Er würde einen „Lear" hinlegen oder einen „Macbeth" oder einen „Wallenstein", daß den Leuten der Puls aussetzte, und daß alle hingerissen wären vor Begeisterung. Aber — wie das im Leben so geht — wenn nun wirklich einmal der große Darsteller in letzter Minute erkrankt und Ersatz nicht zu beschaffen ist, dann verkündet ein Anschlagzettel am Theaterportal: „Wegen Erkrankungen im Personal heute statt ‚Wallenstein' ‚Der Raub der Sabinerinnen' — und der Mann im Hintergrund träumt sein Märchen vom großen Glück weiter, und geht — wenn er seine Phantasien einmal Wirklichkeit werden sehen will — ins Kino. Da erlebt er es dann mit Musikbegleitung, wie das kleine Chormädchen die mißgünstige Diva, die mit ihren albernen Launen das ganze Theater tyrannisiert, „an die Wand spielt, daß sie nur so quietscht", und damit ihre märchenhafte Karriere beginnt. Das Märchen von der großen Chance, das schon soviel Unheil in jugendlichen Köpfen angerichtet hat, wir wollen es nicht schmähen. Es ist ein letzter Rest von der lockenden Romantik, deren Zauber zu den schönsten Reizen der Bühne gehört, und außerdem steckt — trotz alledem und alledem — auch ein bißchen bürgerliche Hochachtung vor jener Welt darin, in der es ein richtiger Kerl auch dann zu etwas bringen kann, wenn er nicht die „Ochsentour" mitmacht, vor jener Welt, für die ganz besonders das Goethe-Wort gilt: „Höchstes Glück der Erdenkinder bleibt doch die Persönlichkeit."

Und deshalb ist das „Märchen von der großen Chance" eigentlich gar keins. Daß es so selten Wirklichkeit wird, liegt wohl nur daran, daß die meisten auf das große Glück hoffen, ohne die Voraussetzungen für den Erfolg mitzubringen.

So ist es kein Märchen, sondern lautere Wahrheit, daß eines Tages ein berühmter Berliner Theaterdirektor in Abbazia bei einer Partie Billard gestört wurde, weil sein Partner ans Telephon gerufen wurde. Ein junger Mann erbot sich, die Partie zu Ende zu spielen, was dem Direktor sehr angenehm war. Der junge Mann ließ den Theatergewaltigen absichtlich gewinnen, um ihn bei guter Laune zu halten — und dann sprach er ihm etwas vor und wurde engagiert. Als er dann in Berlin seine erste Rolle bekam, konnte er nicht zur Probe kommen, weil sein einziges Hemd in der Wäsche war. In zusammengepumpter Garderobe trat er zum ersten Male vor das reichshauptstädtische Publikum — und wenige Jahre später baute er sich ein eigenes Theater.

Auch daß Hans Richter als Notenschreiber nach Triebschen zu Richard Wagner kam und als Direktor und erster Dirigent der Wiener Hofoper starb, ist eine Laufbahn, die davon zeugt, daß es die große Chance in der Welt des Rampenlichtes tatsächlich gibt, die aber auch beweist, daß der Weg zum Ruhm nicht durch den Pfannkuchenberg des Schlaraffenlandes führt, sondern durch die nüchterne Straße der Arbeit.

Die allernetteste Anekdote aus der Sphäre des „märchenhaften" Zufalls ist folgende: An der Münchener Hofoper vegetierte mehr schlecht als recht ein junger Korrepetitor. Da er seinen Dienst pünktlich versah, fiel er nicht unangenehm auf, und zum Angenehm-Auffallen bot man ihm keine Gelegenheit, da er ja „viel zu jung" war, und „unmöglich die nötige Autorität bei den Orchestermitgliedern erringen" konnte. Der junge Mann nahm es also als Schicksal hin, daß er einen Dirigentenposten ersitzen müsse, aber da er ein fleißiger, junger Mann war, versäumte er niemals eine Vorstellung, die sein hoher Herr Chef, ein Dirigent von Weltruf, leitete. Auch an dem denkwürdigen Abend, von dem hier berichtet werden soll, stand er im Gang vor dem Orchesterraum, wartete auf das Klingelzeichen und befaßte sich intensiv mit der Säuberung seiner Nase.

Plötzlich stürzte wie ein geölter Blitz der Intendant an ihm vorüber und schrie: „Statt in der Nase zu bohren, sollten Sie lieber den ‚Tristan' dirigieren."

Der Intendant hatte das nicht ernst gemeint, der junge Mann hatte es aber so aufgefaßt. Er erschien an Stelle des erkrankten Chefs am Dirigentenpult — und errang einen sensationellen Erfolg. Der junge Mann hieß Ernst von Schuch und wurde später Generalmusikdirektor der Dresdner Oper. —

Alle diese Geschichten haben sich tatsächlich zugetragen, aber dennoch besteht die Überschrift „Das Märchen von der großen Chance" zu Recht. Denn die große Chance im Reich der Kunst bleibt für den ein Märchen, der sie vom Zufall erwartet, aber nicht in sich trägt. – ic –

Hans Burghardt

Weil selten, zählt zu Hochgenüssen
das herzbelebend-zarte Küssen.
Wer dazu noch verwöhnt geartet,
und nur die Muse will – der wartet.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0760
© Universitätsbibliothek Heidelberg

◆ ◆ ◆

ANCE

— und
sich ein

nschreiber
gner kam
rigent der
Laufbahn,
ße Chance
tatsächlich
der Weg
annkuchen-
t, sondern
Arbeit.
der Sphäre
folgende:
ierte mehr
orrepetitor.
versah, fiel
zum Ange-
keine Ge-
" war, und
ät bei den
konnte. Der
hicksal hin,
n ersitzen
ger, junger
s eine Vor-
ef, ein Diri-
ch an dem
n hier be-
n Gang vor
f das Klin-
ntensiv mit

r Blitz der
nd schrie:
sollten Sie

t ernst ge-
aber so auf-
es erkrank-
und errang
Der junge
und wurde
r Dresdner

ich tatsäch-
besteht die
der großen
roße Chance
en ein Mär-
artet, aber

– ic –

DAS ZEITGEMÄSSE MÄRCHEN

Aschenputtel: „Was, mein Prinz, diese Schuhe soll ich haben – und noch dazu ‚ohne' ?? – –"

Der Verdacht

In Gegenwart von Otto Erich Hartleben wurde ein junger Dichter, den auch er recht gut kannte, sehr gelobt.
Hartleben machte dazu ein Gesicht, das alles åndere als Zustimmung ausdrückte.
„Aber was wollen Sie?" fragte ihn daher eine Dame, „er ist wirklich geistreich und witzig."
„Ich weiß nicht so recht", meinte da Hartleben, „ich habe das Gefühl, er stellt sich nur so."

r. h.

SINGSANG DES LEBENS

Das Knabenalter ist Idylle.
Der Jüngling braust des Herzens Fülle
in Oden aus und Dithyramben.
Der Mann bewegt sich ernst in Jamben.
Der Greis beklagt in Elegien
der guten Zeiten schnelles Fliehn.
Der Tod macht auf den ganzen Kram
ein bitterböses Epigramm.

J. N.

Praktische Verwendung

Ein junger Mann sandte seine Photographie an Mark Twain und bemerkte dazu, wie erstaunlich doch die Ähnlichkeit mit dem Dichter sei. Mark Twain war von dieser Ähnlichkeit keineswegs so überzeugt wie der junge Mann, schrieb aber doch zurück:
„Ihr Bild, sehr geehrter Herr, sieht mir tatsächlich so sehr ähnlich, daß es mir schon seit einigen Tagen meinen Rasierspiegel ersetzt." R. H.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0761

© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

In memoriam Agnes Straub

Als Agnes Straub noch als vierzehnjähriges Mädchen die Theaterschule besuchte, kreuzte dort auch eines Tages ein berühmter Regisseur auf. Nachsichtig lauschte er den Übungen der kunstbegeisterten Jugend. Als Agnes Straub ihre Übung beendet hatte, nickte er ihr wohlwollend zu und sagte ein anerkennendes Wort. Agnes Straub aber entgegnete: „Ich wüßte nicht, daß ich ausgerechnet für Sie gesprochen hätte!"

*

Während eines Gastspiels bat eine kleine Theaterschülerin, die in dem Stück eine winzige Rolle gespielt hatte, die Straub nach Beendigung der Vorstellung mit eiferroten Wangen um ein Autogramm. Agnes Straub nickte gütig und streichelte die Wangen der Kleinen: „Wissen Sie was, hier haben Sie mein Autogramm, aber nun geben Sie mir auch eins, denn man kann nie wissen . . ."
Glückstrahlend willfahrte die junge Künstlerin. Sie wird diesen Tag nie vergessen können.

*

Nach dem schweren Autounfall, den Agnes Straub im Jahre 1938 erlitt, war sie noch lange ans Haus gefesselt. Erst im Jahre 1940 konnte sie die geliebte Bühne wieder betreten. Einmal wurde sie von einem Kollegen besucht, der die Künstlerin mit dem Rollenstudium beschäftigt vorfand. Er erkundigte sich im Laufe des Gesprächs: „Was fehlt Ihnen eigentlich noch?"
„Was mir fehlt?" meinte Agnes Straub sinnend. „Das kann ich Ihnen ganz genau verraten — das Theater fehlt mir!" Beye

Flink

Die Weltmeisterschaft im Maschinenschreiben gewann eine Amerikanerin in San Franzisko, die in der Minute 159 Silben schrieb. Ob sie die schnellsten Frauenhände der Welt besitzt, wird sich erst zeigen, wenn sie sich für einen der 300 Heiratsanträge entschieden haben wird, die ihr zugegangen sind. p. o.

Keine Kleinigkeit!

In der Stadt Toronto (Kanada) vermachte ein Millionär mehreren ihm persönlich bekannten Methodistenpredigern, die lebenslang gegen den Teufel Alkohol gekämpft hatten, große Pakete von Brauerei-Aktien, mit der Bemerkung, der Wert des Vermächtnisses solle, falls ihr Gewissen ihnen die Annahme verböte, an Wohltätigkeitsanstalten gehen. Nach langen Kämpfen haben die Herren die Aktien schließlich behalten, trotz schwerster Gewissensbisse.
Sie waren eben „hart im Nehmen". v. b.

VOM GLÜCKSUCHEN

Wie ist sie trübe, bitter oft und hart —
so sprichst du seufzend von der Gegenwart!
Nicht schnell genug vergeht dir deine Zeit —
und ist so bald, so bald Vergangenheit!
Dann sprichst du seufzend von dem einst'gen Glück
und wünschst die Zeit von heute — dir zurück!
Ein sonderbares Tun in jedem Falle,
und doch, mit Eifer treiben wir es alle!
Als brächte nur die Gegenwart die Leiden,
und in der Zukunft gäb' es lauter Freuden!
Hier ist mein Rat — und laß dich's nicht verdrießen:
die Gegenwart voll Dankbarkeit genießen,
sonst ist, was sie an Glück dir bringt, entschwunden,
noch eh' das Glück der Zukunft — du gefunden!
v. b.

Wirklich mildernde Umstände

Bei einer Londoner halbamtlichen Wirtschaftsstelle waren große Unterschleife festgestellt worden. Der Hauptschuldige stand vor den Richtern. Der Verteidiger schloß sein Plädoyer mit den Worten: „Meine ehrenwerten Herren, ich gebe zu, daß mein Klient das Aktienpaket entwendet hat. Aber ich bitte zu berücksichtigen, daß die Aktien schon am nächsten Tage um 50 Prozent gefallen sind und mein bedauernswerter Klient dadurch einen gewaltigen Verlust hatte. Ich muß deshalb die Zubilligung mildernder Umstände beantragen." k. v.

DER NICKELMANN

Kladderadatsch

Briefkasten

Eckerode. I. O. Die „Braunschweiger Landeszeitung“ vom 28. Oktober überschreibt einen Bericht aus Helmstedt über einen Vortrag über Richard Wagners „Siegfried“ mit „Notungs seitliches Schwert“.

Sie fragen, ob hier ein geschichtlicher Zusammenhang mit unserem Seitengewehr zu finden sei. Nein, denn unser Seitengewehr stammt bekanntlich aus der französischen Stadt Bajonne und in Bajonne weiß man nichts von Siegfried.

DIE MÄRCHENHAFTE

Die gute Roosevelten
— dort hinterm großen Teich —
erscheint bis auf die Schönheit
mir oft schneewittchengleich:

Sie ist umringt von Zwergen,
nachdem sie sieggewiß
sich in dem sauren Apfel
der Politik verbiß.

Sie glich auch oft Dornröschen.
Der Eindruck war sehr tief:
ein Weib, das unter Rosen
die neue Zeit verschlief.

Vielleicht auch, wenn sie weiter
mit rotem Kopftuch winkt,
daß sie der Wolf, der rote,
als Rotkäppchen verschlingt.

Doch sollt' sie leben bleiben,
geb ich die Garantie:
Dann wird sie vor uns stehen
als neuste — Pechmarie.

Willi Paetsch

Feldpost. In einer Kritik der Rundfunkrede Stalins heißt es: „Andererseits wird man in der Annahme nicht fehlgehen, daß auch Stalin sich über den zweifelhaften Wert einer zweiten Front durchaus im klaren ist. Die Engländer haben in den bisherigen zwei Jahren des Krieges so operiert, daß ihnen kein Steckenpferd zur Verfügung steht, auf das sie ihren Fuß setzen könnten, um das Gewehr gegen Deutschland anzulegen.“

Nochmal! Nochmal! Das war so schön ...

Stuttgart. Im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“ Nr. 307 lesen wir: „Intellig. Schreiner, 38 J., 1,72 gr., Beruf Schreiner m. Führerschein, möchte bald. Heirat mit Frl. (Witwe nicht ausgeschl.).“

„Schreiner mit Führerschein“ — motorisierter Gewerbebetrieb im Umherziehen?

Dresden. Über die Auffindung des Ankers von Kolumbus sagt die „Greizer Zeitung“ Nr. 263: „Der Anker des weltberühmten Schiffs ‚Santa Maria‘, auf dem Christoph Kolumbus, der Entdecker Amerikas, 1492 seine abenteuerliche Weltumsegelung in westlicher Richtung antrat, wurde kürzlich in einer Plantage auf Haiti gefunden. Mehrere Wissenschaftler haben den Fund untersucht und für echt erklärt. Der Anker wiegt rund 300 Kilo, und er wurde vom Erfinder der Kolumbus-Gesellschaft in Chikago geschenkt.“

Danach scheint es mit der Echtheit dieses Ankers doch seine Bedenken zu haben.

„Wer hat Angst vorm bösen Wolf ...?“

Passau. Im „Neuen Wiener Tagblatt“ Nr. 314 findet sich folgende Anzeige: „Intell. Witwe, 46/168, schlank, Frohnatur, ohne Anh., m. lieb. Wohn., s. seriös. Ehekamerad. bis 55 in sich. Stell., der gleich mir vom Leben noch Schönes erwartet.“

Eine Wohnung ist dann lieb, wenn sie nicht nur schön heizbar ist, sondern auch voll gefüllte Vorratskammern aufweist.

Hamburg. G. D. Im „Hamburger Fremdenblatt“ vom 13. November sucht ein Behördenangestellter möbliertes Zimmer „bei alleinstehender Frau oder Witwe mit Heizung.“

Das soll wohl heißen, daß der Herr Behördenangestellte für die Heizung selbst sorgen möchte?

Leipzig. A. K. In der Erzählung „Es steht ein Soldat am Wolgastrand“ heißt es in den „Nachrichten für Bad Lausick“ vom 5. November u. a.: „Der Mondschein spiegelt sich in seinem schneeweißen Haar.“

Der Dichter wollte natürlich sagen: Der Mondschein spiegelt sich in seiner von schneeweißem Haar umflossenen Glatze.

Kladderadatsch

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Stellvertreter: Betty Fiedler, Berlin — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf: 165501. Postscheckkonto: Berlin 20781 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N.Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0763

© Universitätsbibliothek Heidelberg

G 5442

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

„Spiegelein, Spiegelein an der Wand,
wer ist der größte Lügner im Land?“

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0764

© Universitätsbibliothek Heidelberg

30 PF.

Kladderadatsch

NUMMER 52 · 94. JAHRGANG · BERLIN, 28. DEZEMBER 1941

„EIN FROHES NEUES JAHR, WINSTON!“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0765
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Silvesterabend im Weißen Haus

Mister Franklin Delano Roosevelt, Präsident der Gangster und Kidnapper und Ehrenmitglied des Vereins für die Anerkennung des Meineids als Rechtsmittel, saß am Kamin des Weißen Hauses und hatte Zahnschmerzen. Er hatte es sich so schön gedacht, Ostasien wie einen Neujahrspfannkuchen zu verspeisen, aber da hatte er auf Granit gebissen, und der war sogar für die Kau-Abteilung seiner kulturmörderischen Physiognomie zu hart gewesen. „Laß die Heizung abstellen, Eleanor", sagte er, „wir brauchen sie nicht, denn die Japaner heizen uns kräftig genug ein", und vertiefte sich wieder in seine Lektüre. Der Direktor der Kongreß-Bibliothek, Mister Mac Leish, hatte sie ihm besorgt, damit er, der bisher die Welt ganz nach Gutdünken in Hemisphären eingeteilt hatte, sich wenigstens eine ungefähre Ahnung von der Lage der Kriegsschauplätze verschaffen könne. Aber seine Lesung dauerte nicht lange, bei weitem nicht so lange wie die Lesungen im Kongreß, bei denen er mit Lüge und Bestechung widerspenstige Abgeordnete auf den Kriegspfad hatte locken lassen. „Nun höre nur", rief er seiner Frau zu, „wie arrogant diese Nazis sind, die mir Größenwahn vorwerfen. Da schreibt zum Beispiel einer von den Habenichtsen folgendes: ‚Solange Europas Rivalen sich damit begnügen, den äußeren Putz seiner Zivilisation zu bergen, ohne den Versuch zur Schaffung einer eigenen Kultur und eines eigenen Denkens zu machen, wird Europa der unbestrittene Führer der Welt bleiben. Sei es im Zeichen von Christentum und Freiheit, sei es in dem der Menschlichkeit und des sozialen Fortschritts, ist Europa stets von einem schöpferischen Gedanken beseelt gewesen.' Was sagst du dazu, Eleanor?" — Eleanor sagte gar nichts. Sie knirschte vielmehr mit den reichlich langen Zähnen, suchte nach dem Namen des Verfassers dieser Zeilen und erblaßte. „Franklin", flüsterte sie erschrocken, „das ist gar nicht von einem Nazi, das ist von Duncan Sandys, dem Schwiegersohn unseres Winston Churchill!" — „Damned", erwiderte Roosevelt, „dann kann es stimmen, denn tatsächlich hat ja Europa im Namen seiner schöpferischen Ideen unseren britischen Komplizen vor die Tür gesetzt! Das ist mal wieder echt englisch! Die Burschen wissen, wie der Hase läuft, und beteiligen uns an ihrer Pleite!"

„Schrei nicht so, Franklin", wies ihn seine Ehegesponsin zurecht, „du sitzest zwar am Kamin, aber mir brauchst du keine Kaminreden zu halten! Außerdem ist es Blödsinn, was dieser Sandys da schreibt. Wir haben unsere eigene Kultur!" — „Erzähl das doch den Trotteln, die deine Radio-Ansprachen bezahlen!" erboste sich der Präsident, „wenn ich schon das Wort ‚amerikanische Kultur' höre, packt mich eine Hollywood! Habe ich denn hier überhaupt noch etwas zu sagen? Meine Reden schreibt Rosenman, meine Gesetze macht Frankfurter, mein Geld kassiert Morgenthau — sind das Amerikaner?" — „Wichtigkeit", grinste Eleanor, „Hauptsache, daß dein Gehalt pünktlich gezahlt wird! — Und außerdem gibt es doch eine amerikanische Kultur, und wenn du dich auf den Kopf stellst!" Mit diesen Worten legte sie ihm ein Exemplar der Zeitschrift „New York Post" vor, die eine lange Bildreportage über die Heirat eines einundsechzigjährigen, fünffachen Großvaters mit einem elfjährigen Mädchen enthielt. „Bitte sehr, mein Lieber", sagte sie triumphierend, „das ist USA.-Kultur! Das gibt es in der ganzen Welt nicht noch einmal!" — „Alles ganz gut und schön", gab Franklin Delano zu, „ohne Zweifel wird durch solche Ehen auch für die Zukunft die allgemeine Verblödung garantiert, an der ich nun schon während meiner ganzen Amtszeit arbeite. Aber das allein genügt nicht! Wir brauchten zum Beispiel für unseren Hofstaat einen König. So etwas wirkt dekorativ — und vielleicht kann man mit ihm gelegentlich mal hier im Hause eine europäische Regierung bilden!" — „Na, wenns weiter nichts ist", beruhigte ihn die Raffzähnige, „das kannst du billig haben! Aus Mexiko ist nämlich gerade eine interessante Nachricht eingetroffen. Hör mal zu: ‚Der ehemalige rumänische König Carol und Madame Lupescu trafen in Jalapa ein und suchten Hotelzimmer, die sie aber nicht bezogen, da die Hotelverwaltungen für die Hunde des Paares keine Luxuszimmer zur Verfügung stellen wollten. Carol und Madame Lupescu wurden dann schließlich in einer bescheidenen Pension untergebracht. Die Bevölkerung kommentiert lebhaft den Zwischenfall, und manche Leute raten den Hoteliers ironisch an, doch lieber Hotelzimmer für Aristokratenhunde einzurichten!"

Roosevelt, der gerade wieder von seinem japanischen Zahnweh geplagt wurde, winkte resigniert ab: „Du meinst, wir sollten Carol und seine Wölfin ins ‚Weiße Haus' einladen? Ich glaube nicht, daß dabei viel herauskommen wird, denn ich kann mich des peinlichen Gefühls nicht erwehren, daß schon bald kein Hund mehr ein Stück Brot von mir nehmen wird."

Frau Eleanor wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblick schlug die Uhr zwölf, und auf den Straßen machte sich lebhafte Unruhe bemerkbar. Die Bevölkerung begann Barrikaden zu errichten.

„Eleanor", sagte der Präsident, „hörst du das? Vorläufig richtet sich der Barrikadenbau noch gegen die Japaner — aber wenn die Leute erst einmal gemerkt haben, was die Glocke geschlagen hat, werden sie mir einen Jahres-Wechsel präsentieren, den ich nicht einlösen kann. Es ist besser, du gehst ins Kapitol hinüber, denn ich habe gehört, das sei schon einmal durch Gänsegeschnatter gerettet worden!" -n.

Neujahrsbrief

Wenn wir heute im Kalender rückwärts blättern,
schauen nach, was gestern und was vorvorgestern war,
steht vor uns in ungeheuren Riesenlettern
ein so schnell durchlebtes, kurzes Jahr.
Wie sich die Ereignisse zusammenballten,
daß wir Größe und Geschwindigkeit kaum übersehn,
was man gestern für unmöglich hat gehalten
ist in dieser kurzen Spanne Zeit geschehn.

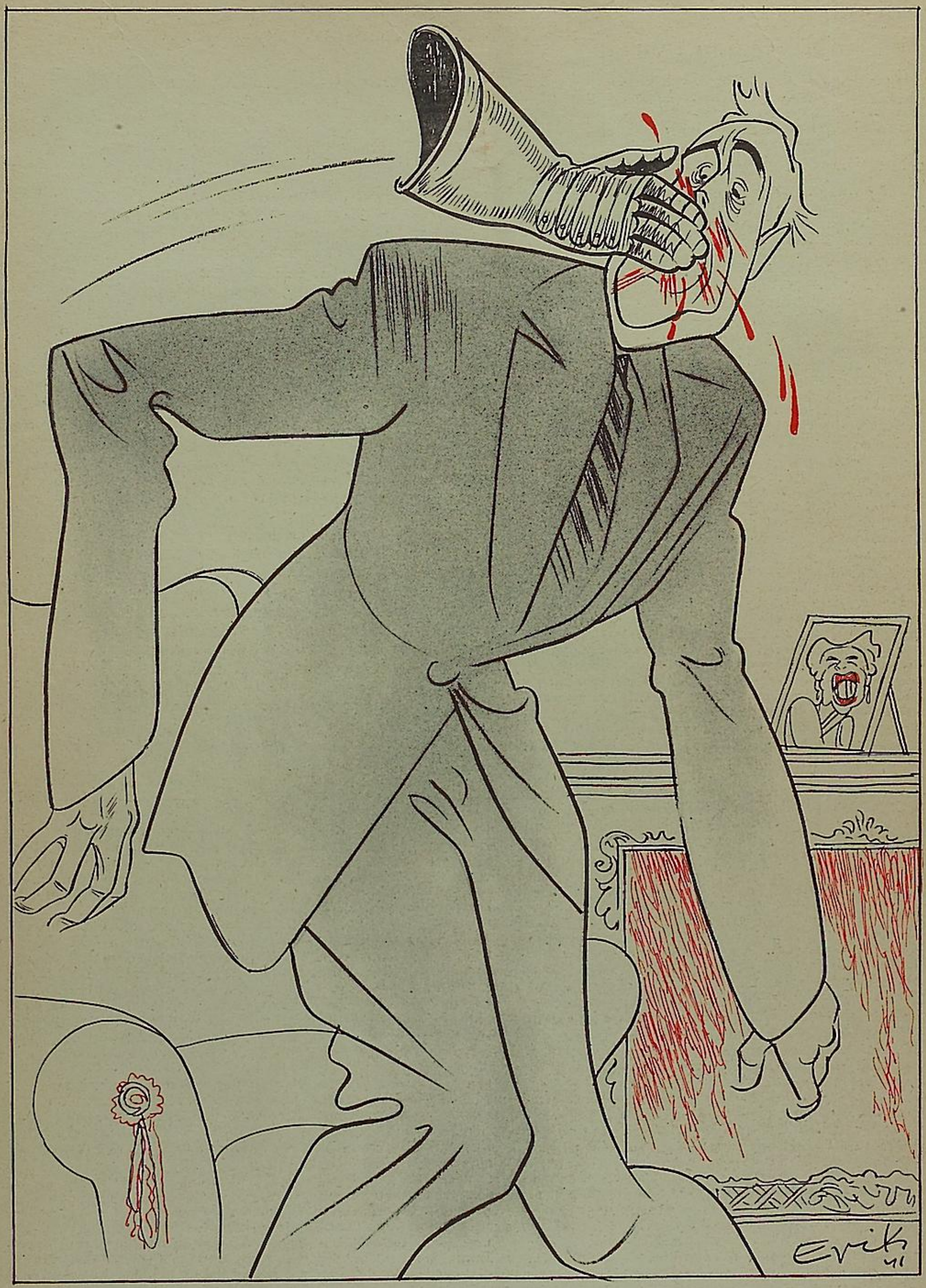
Vor uns liegt die europäische Umwälzung,
überstrahlt von einem Flammenbacchanal.
Es vollzieht sich Reinigung und die Verschmelzung
in der Glut zu einem großen Block aus Stahl.
Mut und Kraft gehört zu diesem Weltprozesse,
ganze Völker schaffen emsig Tag für Tag.
In Bereitschaft stehen Amboß und die Esse,
Funken sprühen und es dröhnt der Hammerschlag.

Wenn auch nicht so mächtig und so stark die Pünsche,
die das Schicksal uns jetzt zu Silvester braut,
um so heißer brennen unsre innren Wünsche,
und die Glocken klingen bald nochmal so laut.
Und so bleiben wir auch fernerhin die Alten.
Vor uns liegt die deutsche Zukunft sonnenklar.
Wir versprechen uns: Die Ohren steif zu halten.
Wünschen Allen Heil und Sieg zum neuen Jahr.

Fred Endrikat

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0766
© Universitätsbibliothek Heidelberg



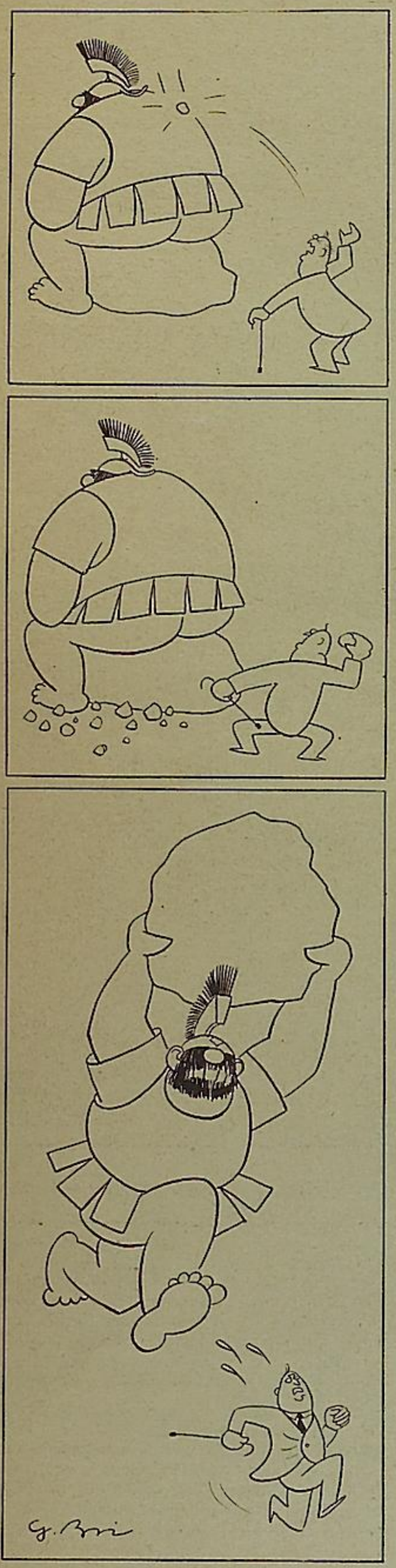
DIE RICHTIGE ANTWORT!

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0767
© Universitätsbibliothek Heidelberg

BILDER ohne Worte

HERAUSFORDERUNG!



Kladderadatsch

CHRONIK

SILVESTER-SPUK

Irgendwo am Rande der Welt an einem Ort, der — wenn möglich — noch verschwiegener ist als der Schlupfwinkel, in dem sich im Sommer 1941 Roosevelt und Churchill zu einer Choral-Singstunde trafen, feiern Roosevelt, Churchill und Stalin bei einer Punschbowle Silvester.

Die drei (sitzen trübselig da).
(In der Ferne sagen sich die Füchse „Gute Nacht“)
Roosevelt (rappelt sich auf): Boys, so kann das nicht weitergehen. Seien wir lustig! Singen wir eins! (Er stimmt an): „Vorwärts, Soldaten Christi . . .“
Churchill (singt mit).
Stalin (brummt etwas Undefinierbares).
Roosevelt (unterbricht, zu Stalin): Joe! Was soll das? Hast du das Lied immer noch nicht gelernt?
Stalin (unwirsch): Wozu auch der Unsinn! Wir sind doch unter uns. Trinken wir lieber. (Er hebt sein Glas.) Ich trinke auf meinen Krieg.
Churchill: Stop! Wenn wir schon einmal unter uns sind — das ist m e i n Krieg. (Er hebt sein Glas.) Trinken wir also auf meinen Krieg.
Roosevelt: Ihr gestattet wohl, daß ich kichere. Ihr scheint ganz vergessen zu haben, daß Ihr diesen Krieg nie begonnen hättet, wenn ich nicht gewesen wäre. Du hast zwar immer mit dem Säbel gerasselt, lieber Winston. Und du, braver Joe, hast immer mit der Weltrevolution gedroht. Aber hättet Ihr Ernst gemacht, wenn ich Euch nicht ins Bassin geworfen hätte? (Er hebt sein Glas.) Los! Trinken wir also auf meinen Krieg!
Stalin und *Churchill* (trinken mürrisch mit.)
Stalin (schmollt): Ich meine, es wäre doch . . . (lebhafter). Seht mal, wir wollen doch schon seit 1917 Krieg machen. Damals hat unser Genosse Lenin die Weltrevolution verkündet.
Churchill (winkt ab): 24 Jahre! Pah! Was ist das schon? Wir machen schon seit . . . seit . . . na, ich weiß nicht, wie lange schon Kriegspolitik. Für Geschichte hab ich mich nie interessiert. Ich weiß nur, daß mein Vater, der selige Sir Randolph, mir immer gepredigt hat: „Krieg ist das beste Geschäft!“
Roosevelt (mitleidig): Und habt Ihr ihn gemacht? Habt Ihr vielleicht einen Weltbrand zustandegebracht wie ich? Ja, wenn ihr Tölpel 1918 auf meinen Lehrmeister Woodrow Wilson gehört hättet, dann hättet Ihr ihn schon damals gehabt.
Churchill: Aber der wollte doch den Frieden.
Roosevelt: Heilige Einfalt! Ich hätte mich doch lieber mit meinem ehemaligen Konkurrenten Al Capone zusammentun sollen! — Habt Ihr denn noch immer nicht gemerkt, was wir meinen, wenn wir „Frieden“ sagen? Wilsons Frieden ist ein Schnaps, mit dem im Leibe die Völker für jeden Krieg zu haben sind. Und so hab ich solange Friedensschnaps ausgeschenkt, bis die Welt in Brand geraten ist. Ich habe nur das vollendet, was mein Lehrmeister Wilson nicht zu Ende bringen konnte. Trinken wir auf sein Andenken.
Die drei (trinken).
Roosevelt (sinnend): Der liebe Wilson . . ., er mußte sterben . . . an Paralyse.
Churchill (stellt befriedigt fest): Mein Vater, der selige Sir Randolph, ist auch an Paralyse gestorben.
Stalin (trumpft auf): Und Genosse Lenin vielleicht nicht? Auch an Paralyse gestorben!
Roosevelt (gerührt): Das ist also die Quelle, aus der wir alle drei geschöpft haben. Well, boys! Trinken wir auf die Paralyse!
Die drei (trinken).
(In der Ferne sagen sich die Füchse „Gute Nacht“.)

bux

ENGLISCHE KULTURTATEN

Der Brite zählte auch einmal
zu jenen Völkerkreisen,
die — was ein Shakespeare ihm befahl —
Kultur und Fortschritt preisen.

Bis Churchill zur Regierung kam
auf dunklen, krummen Wegen
und die Verpflichtung übernahm,
der Briten Geist zu pflegen.

Doch schlecht getarnt mit Heuchelein
erspart er England nicht die Schande
und reiht die Söhne Shakespeares ein
in Roosevelts Gangsterbande.

bux

Ein fast unbekleidetes Girl, Fräulein Gipsy Lee, ist am ganzen Leibe mit Sternen beklebt. Der amerikanische Plutokrat unterstützt England, indem er für zehn Dollar einen Stern vom Leib der schönen Gipsy „pflückt“.

Hast du tagsüber Geschäfte gemacht,
winkt dir die Sensation in der Nacht.
Trinkst du Sekt dann in vollen Zügen,
wird die Englandhilfe ein Vergnügen.
Zum Geschnatter und Gewitzel
gesellt sich prompt der Nervenkitzel,
hast du von Gipsy, deren Nacktheit entzückt,
grinsend deinen Stern „gepflückt“.
Solches „Pflücken“ ist leicht und stimmt
Lorbeeren pflückt man anderswo. [dich froh.

h. p.

Technisches Wunder

In England sind Einschränkungen im Personenverkehr eingetreten, weil man angeblich die besten englischen Lokomotiven an die UdSSR abgegeben hat.
Rußland hat zwar eine bedeutend breitere Spurweite als England, aber man nimmt an, daß die Deutschen diese Lokomotiven auf dem Transport oder in Rußland selbst genügend „breitkriegen“ werden.

h. k.

MARS UN

Affendrüsen
Exkönig Caro
den Wunsch s
pescu, durch
drüsen verjün
Ob es in Mexi
Lupescu brauch

Einbalsamier
Aus Philadelp
dort aus Pa
stammen, das
Einbalsamieru
Nun kann man
mieren. Es gibt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0768
© Universitätsbibliothek Heidelberg

MARS UND VENUS

Roosevelt: „Hab ich dich endlich!“

Affendrüsen
Exkönig Carol von Rumänien will sich auf den Wunsch seiner Geliebten, Madame Lupescu, durch Übertragung von Affenkeimdrüsen verjüngen lassen.
Ob es in Mexiko so viele Affen gibt, wie die Lupescu braucht? p. e.

Einbalsamieren
Aus Philadelphia wird gemeldet, daß man dort aus Papprollen, die aus Kleinasien stammen, das Geheimnis der ägyptischen Einbalsamierungskunst gewonnen habe.
Nun kann man also auch in Amerika einbalsamieren. Es gibt ja vieles, das danach schreit. p. e.

Erfahrung am eigenen Leibe
Mister Monckton, der Leiter des britischen Informationsdienstes, der dem russischen Propagandajuden Losowski in Moskau einen Besuch abgestattet hatte, erklärte vor seiner Abreise aus Moskau, er müsse unumwunden zugeben, daß die Sowjetpropaganda besser arbeite als die englische.
Er konnte sich persönlich davon überzeugen, daß in Rußland kein Mensch „Heil London!“ schreit, wohingegen die bolschewistische Propaganda erreichte, daß in England hunderttausende aus ehrlicher Überzeugung „Heil Moskau!“ brüllen. w. p.

Verplappert
Herr Sikorski erklärte bei einem Besuch in der Sowjetunion: „Das britische Volk, das die Verantwortung für diesen Krieg auf sich nahm, hat sich als hart und ausdauernd erwiesen.“
Damit hat er Churchill wirklich keinen Dienst erwiesen. p. b.

Marke Drehscheibe
Wendell Willkie hat die Verteidigung des wegen Meineids angeklagten Sekretärs der Kommunistischen Partei Kaliforniens, William Schneidermann, übernommen.
Willkie wittert Konjunktur. p. b.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0769
© Universitätsbibliothek Heidelberg

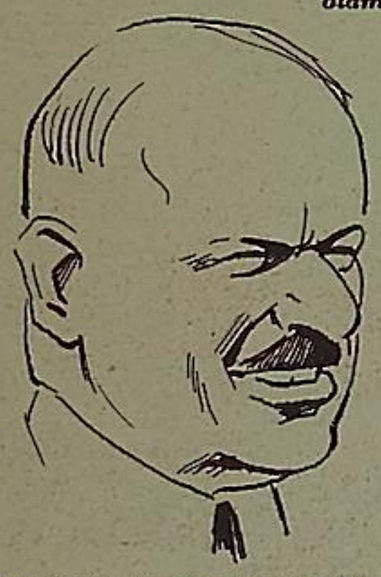
Steckbriefe

DOUGLAS MAC ARTHUR

Im Pazifik kriegt' der Pax
dank Herrn Roosevelt einen Knax,
und auch auf den Philippinen
sind Japaner schon erschienen;
was dem Yankee-General
ohne Zweifel sehr fatal,
denn es schwant dem wackern Mac:
„Übermorgen bin ich weg!"

JOHN BLAMEY

Der General vom Land der Känguruhs,
der lebte bis vor kurzem weit vom Schuß,
und deshalb war der gute Mann
gewaltig mit dem Maul voran.
Jedoch – wenn nun auch dort Herr Mars regiert,
wer weiß, ob sich Herr Blamey nicht blamiert!



ROBERT BROOKE-POPHAM

Churchills Luftmarschall im Fernen Osten
ist die Luft schon reichlich knapp geworden.
Ein paar Brocken kriegte Brooke zu kosten
und ist reif für einen Rückzugs-Orden.
Churchill denkt, und Herr Brooke-Popham lenkt,
bis dann Japan kommt und was versenkt!

– ic –

SACHEN SIND DAS!

Nachdem Winston Churchills Versuche fehlgeschlagen sind, seinen „reizenden Krieg" ohne Opfer mit List zu führen, hat nun Seine Majestät, der King, persönlich in den Gang der Ereignisse eingegriffen, und zieht gegen seine Gegner mit Listen zu Felde, mit Ordenslisten: Aus London kommt die sensationelle Meldung, daß Georg VI. den Tenno von der Liste der Träger des Hosenbandordens gestrichen hat.
Ob das zerschnittene Hosenband wohl die Tatsache aufwiegt, daß Japan fünf Schlachtkreuzer und einen Flugzeugträger von der Liste der englisch-amerikanischen Flotte gestrichen hat?

*

Im USA-Senat nahm Herr Mead Gelegenheit, sich danach zu erkundigen, warum wohl in den Vereinigten Staaten das Ansprechen hübscher Mädchen als schwereres Verbrechen gelte als die Mißwirtschaft mit öffentlichen Geldern. Man habe, so begründete der Senator seine Frage, eine Anzahl Soldaten schwer bestraft, weil sie beim Passieren eines Sportplatzes einigen Mädchen „Juhu!" zugerufen hätten, andererseits habe man zahlreiche Beamte, die Staatsgelder leichtfertig verschleuderten, straflos gelassen!
Die Frage des Senators Mead beantwortet sich ganz von selbst durch die Erwägung, daß Roosevelt auch keine hübschen Mädchen, sondern seine raffzähnige und raffgierige Eleanor anzusprechen hat, und augenscheinlich nicht will, daß es die Soldaten besser haben als er. Im übrigen wollten doch wohl die Beamten, die öffentliche Gelder sinnlos vergeudeten, damit lediglich ihre Befähigung zur Nachfolgerschaft des Weißhäuslers unter Beweis stellen.

*

Was die amerikanischen Soldaten betrifft, so ist allerdings der USA-Öffentlichkeit bereits unangenehm aufgefallen, daß der Gangster-Präsident mit zweierlei Maß mißt. So macht „Chicago Tribune" darauf aufmerksam, daß die vier Söhne Roosevelts sich sämtlich auf bequemen Druckposten in amerikanischen Heeresverwaltungsbüros befinden, während die anderen Soldaten, die aus dem Kriege herauszuhalten der Meineidspräsident einmal geschworen hatte, Weihnachten in der Gluthitze Holländisch-Guayanas und in der Kälte Alaskas verbringen müssen.
Nun, „Chicago Tribune" mag sich beruhigen: die militärischen Maßnahmen der Mächte des Dreierpaktes werden dem ehrenwerten Kriegsbrandstifter die Hölle so heiß machen, daß es ihm eiskalt den Rücken herunterläuft, wenn er an die Zukunft denkt.
Da hat er denn Guayana und Alaska in einem!

*

Einige Tage, bevor Japan und seine Verbündeten sich zur aktiven Abwehr der amerikanischen Heimtücke entschlossen, kam aus Washington eine Nachricht, deren Inhalt als grausiges Symbol einer entgötterten Welt von Mammonsknechten in die Geschichte eingehen wird. Man berichtete da mit dürren Worten, der Geschäftsführer des internationalen Judentums, Roosevelt, habe durch sein Kriegsministerium für eine Million Dollar Blut gekauft, Blut für Transfusionen! Hinter dieser Nachricht grinst die teuflische Fratze einer Art menschenähnlicher Lebewesen, die mit dem Blut der Völker nicht sowohl Transfusionen als vielmehr Transaktionen vornehmen wollen.
Aber es wird sich erweisen, daß sie sich verspekuliert haben: diesmal wird es sie ihr eigenes Blut kosten!

*

Lady Astor hat Herrn Churchill auf seine Unterhausrede geantwortet, die vom Kriegseinsatz der Frauen handelte: „Wenn man berücksichtigt", so sagte sie, „welche Konfusion die Männer angerichtet haben, dann ist es ganz erstaunlich, was die Frauen leisten." — Mag sein, daß sie recht hat! Warum sollen in einem Lande, wo die „führenden" Männer alte Weiber sind, nicht die Weiber etwas leisten! Ob sie sich freilich solche Männer wie Churchill, Eden, Halifax und Genossen „leisten" können, wollen wir dahingestellt sein lassen!

*

Der Mäzen der Whisky-Industrie, der derzeitige englische Premierminister Churchill, hat neuerdings eine schlechte Presse. Ob das daran liegt, daß das Publikum die Kapriolen auch des populärsten Clowns eines Tages nicht mehr sehen will oder ob das andere Ursachen hat, spielt keine Rolle. Fest steht jedenfalls, daß die Zeitung „Manchester Guardian" auf Churchills Ausführungen über eine staatliche Beaufsichtigung der Sechzehn- bis Achtzehnjährigen lakonisch antwortet: „England wünscht keine Churchill-Jugend!" Diesen Wunsch des „Manchester Guardian" kann man durchaus begreifen!

Rosi.

PLUTOKRATISCHES SILVESTERLIED

Roosevelt s'en va t'en guerre,
seine Schiffe schluckt das Meer.
An dem neuen Kriegesbeil
fehlt bereits ein wicht'ger Teil,
und die andern — das ist klar —
gehn entzwei im neuen Jahr!

Herr W. C. s'en va t'en guerre,
doch das Gehen fällt ihm schwer,
denn er hat verschiedne Knochen
sich beim Rückzug schon gebrochen,
und die andern — das ist klar —
gehn entzwei im neuen Jahr!

Père Stalin s'en va t'en guerre,
aber, ach, wo ist sein Heer?
Fluchend sieht's der „Samariter":
„Kriegsgefangen! Das ist bitter!"
Und die andern — das ist klar —
folgen nach im neuen Jahr!

Juda selbst s'en va t'en guerre,
freilich ohne Schießgewehr.
Yankee, Sowjetmann und Brite
solln ihm sichern die Profite,
doch schon zittert er diskret:
„Wenn's bloß nicht ins Auge geht!"

Roosevelt s'en va t'en guerre,
alle andern hinterher!
Doch, so viel sie auch krakehlen,
ihre Tage sind zu zählen.
Auf der Rutschbahn offenbar
geht's bergab ins neue Jahr.

s.

Abgeblitzt

Die Iren sind durch ihren beißenden Witz berühmt und gefürchtet. Als bei einer politischen Versammlung in einer nordirischen Stadt auch Lloyd George sprechen sollte und zur Einführung vom Präses mit widerlichen Elogen, wie „David Lloyd war für England die Jeanne d'Arc Frankreichs", bepflastert wurde, hörte man aus dem Hintergrunde eine helle Tenorstimme, die wie eine Fanfare den Raum füllte: „Na, und wann wird er verbrannt?!"

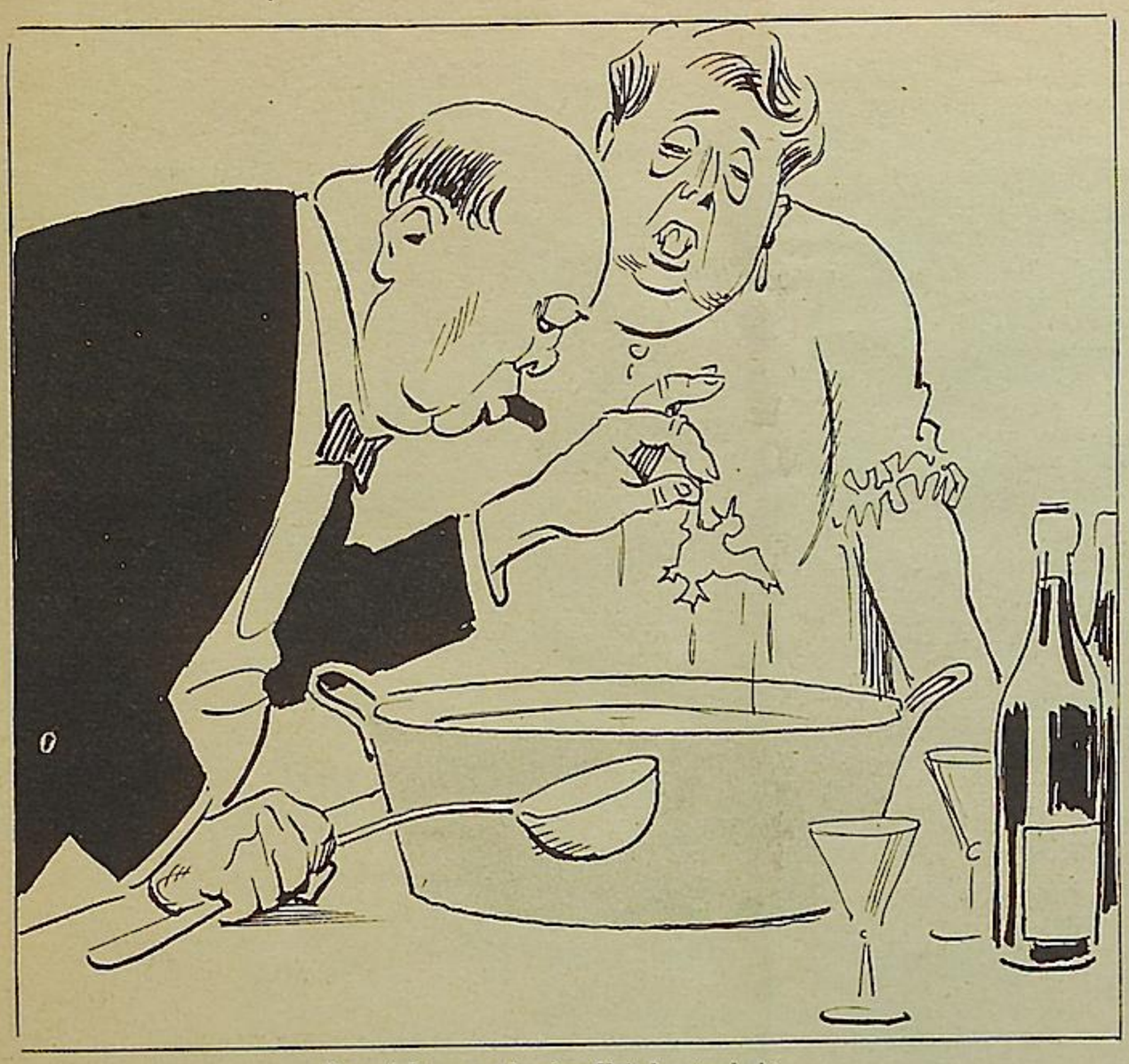
SEIN ME

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0770
© Universitätsbibliothek Heidelberg

SEIN MEER

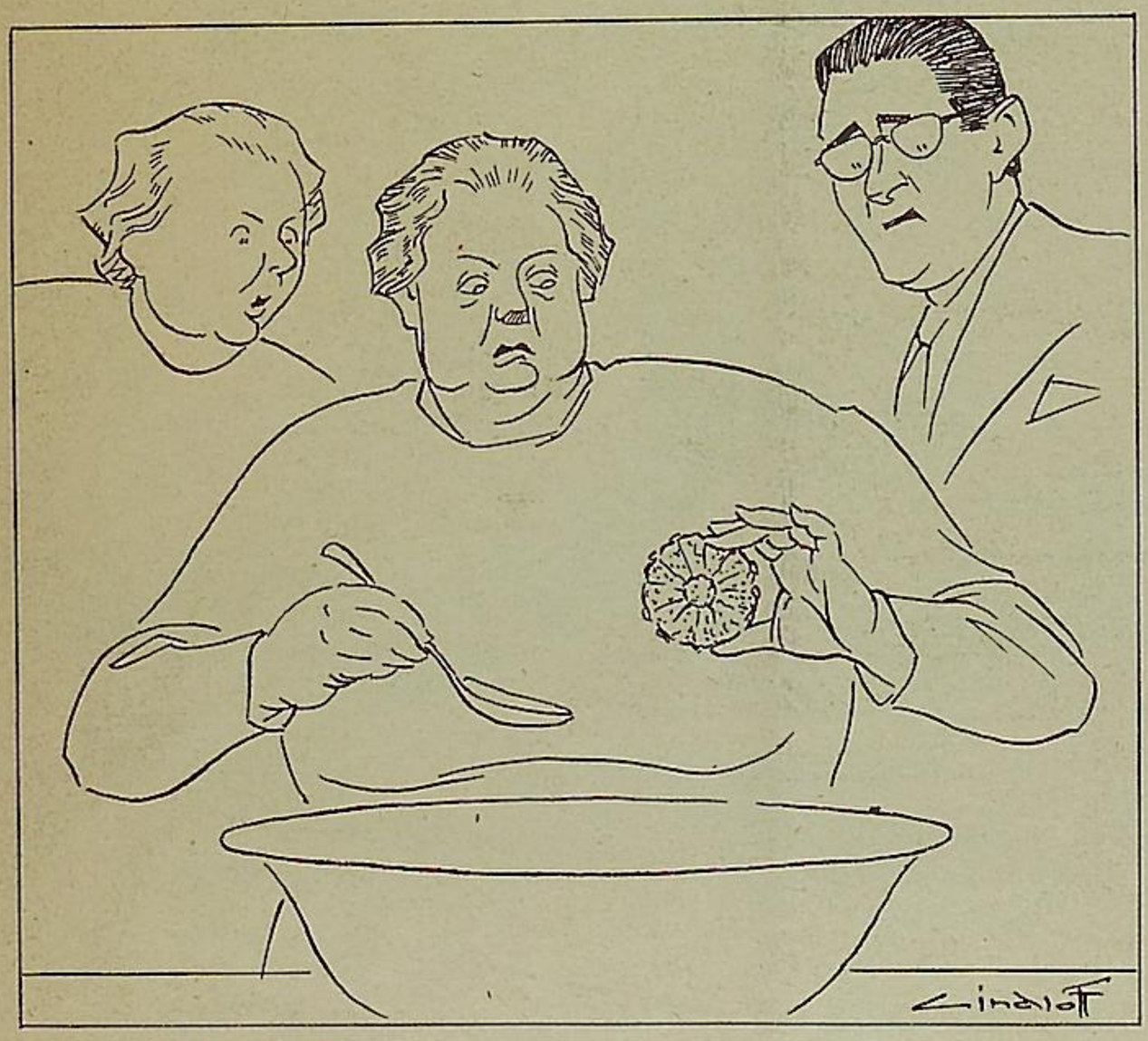
„Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0771
© Universitätsbibliothek Heidelberg



„Das sieht aus wie eine Friedenstaube!“
„Ich halt's für eine Ente!“

Wilhelmine: „Nun auch noch ein Chrysanthemum!“



Kladderadatsch

Silvester-Bleigie

„Tja – werden wir nun Schwein haben oder eine Sch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0772

© Universitätsbibliothek Heidelberg

...ster-Bleigießen

...en wir nun Schwein haben oder eine Schweinerei?"

„Damn' it, soll das ein Aschbecher für die Reste meiner verbrannten Schiffe sein?"

Einer, der schon längst gerne Blei gießen wollte!

Kladderadatsch

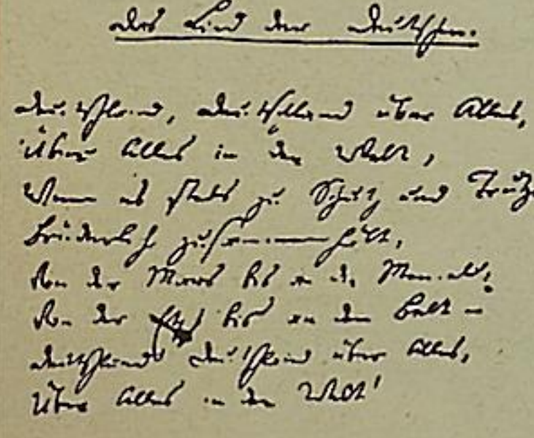
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0773

© Universitätsbibliothek Heidelberg

HOFFMANN VON FALLERSLEBEN

schrieb das Deutschlandlied:



Was ist das mit dem neüen Jahr?

Von Max Bittrich

Was ist das mit dem neuen Jahr?
Nun denn: die Sonne wartet schon,
gebrauchtem Pfluge seinen Lohn
zu schaffen, und ihr Wunsch wird wahr.

Trotz Eislast wird der Acker gar;
die Aprikose knospet still
durch Schnee zur Blüte; im April,
ich wette, grüßt sie Fink und Star.

Und Mailust, wie sie stets noch war,
Kommt wiederum mit Jubelschall,
und unter treuem Feuerball
wird, was sich gern hat, leicht zum Paar.

Mein Wetterglas zeigt sonnenklar:
die Frucht gesunden Stammes hält,
wurmstichig Blendwerk welket und fällt.
Uralt Gesetz! Unwandelbar.

So ist das mit dem neuen Jahr:
Gut im Geschirre liegt die Zeit,
leih ihr die Faust, sei dienstbereit,
und Ähren reicht das Kornfeld dar.

QUIDAM BLICKT IN DIE ZUKUNFT

Der Zeitgenosse Quidam gehört zu jenen absonderlichen Käuzen, die der Stimme der Vernunft weder Gehör noch Glauben schenken, jedoch allem Aberglauben sozusagen eine erwartungsvoll vibrierende Ohrmuschel entgegenhalten und auch Gerüchten aller Art, Einflüsterungen jeder Lautstärke und sonstigem Scheuel und Greuel zugetan und aufgeschlossen sind.

So ist ihm denn auch der Altjahrsabend nicht etwa Gelegenheit zur inneren Bilanz, Anlaß zur Addition aller in den letzten zwölf Monaten begangenen Fehler und Termin zum altberühmten Vorsatzfassen, sondern lediglich Vorwand, um allerlei abergläubisches Brimborium in Szene zu setzen und dadurch angeblich einen Blick in die Zukunft zu tun.

Hätte er sich nun zeitlebens darauf beschränkt, seinen Blick in das Kommende zu Silvester durch ein gefülltes Punschglas zu tun, so hätte er — ohne Prophet zu sein — immerhin mit einigem Rechte die Zukunft so weit voraussehen können, daß er Wetten darauf hätte eingehen können, er werde in den ersten Stunden des neuen Jahres an Haarwurzelspitzenentzündung oder lamentatio felis, zu Deutsch Katzenjammer, ziemlich heftig erkranken. Aber sein Ehrgeiz war auf Erforschung und Deutung der ferneren Zukunft gerichtet, und hierzu war ihm jedes Mittel recht, vom Bleiguß über das Wühlen im Kaffeesatz bis zu der astrologischen Feststellung, daß ihm auf Grund der Gestirnkonstellationen ein schwerer Senkfuß in der Abendstunde drohe, der nur durch intensives Tischrücken unter Verwendung einer Erdstrahlenabschirmvorrichtung mit Ballonbereifung abgewendet werden könne.

In diesem Jahre nun war Quidam schon Wochen vor dem wichtigen Tage in heller Aufregung gewesen, denn sein geliebtes Bleigießen schien ihm aus Rohstoffgründen in Frage gestellt. Zwar hatten Flüsterpropagandisten, die das angebliche Wissen sozusagen aus der Luft zu greifen pflegen, die Behauptung ausgestreut, es sei beabsichtigt, einige Erzhalunken einzuschmelzen und den Ertrag dieser Aktion für das Silvesterbleigießen freizugeben, aber diese Behauptung erwies sich — wie alles, was aus solcher Quelle quillt — als Blech. Des weiteren war die Frage der Pfannkuchenbereitung noch durchaus ungeklärt. Zwar wiesen Kenner und Sachverständige mit vollem Recht darauf hin, daß Quidam „sein Fett" nun endlich einmal bekommen müsse, denn es widerspreche durchaus der Marktordnung und der Verbrauchslenkung, daß ein einzelner Mensch dermaßen viel „Butter auf dem Kopf" habe, aber Quidam selbst wollte verständlicherweise davon nichts wissen. So saß er denn melancholisch in seinem komfortablen Zimmer und brach, wie immer in solchen Augenblicken der Bewußtseinstrübung, in Verse aus. Sein loser Mund erging sich in gebundener Rede:

Ich frage mich, wie das noch endet,
ich frage mich: „Geht das wohl gut?"
Wie immer die Sache man wendet,
mir schwindet dabei stets der Mut.
Für Begeistrung kann man sich nichts [kaufen —
vor allem in heutiger Zeit! —
Ich kann ja vor Skepsis nicht laufen,
ich bin ja so furchtbar gescheit!

Ich weiß nicht, wie soll das noch werden,
ich bin von Problemen umschwirrt!
Solange ich lebe auf Erden,
hab ich mich noch niemals geirrt!
Ach, der unverständige Haufen,
der tut mir im Innersten leid!
Ich kann ja vor Skepsis nicht laufen,
ich bin ja so furchtbar gescheit!

Ich hab es ja kommen gesehen,
ich hab es ja immer geahnt,
so kann es doch weiter nicht gehen,
das hat mir seit jeher geschwant.
Denn: Vom Regen kommt man in die [Traufen,
darüber gibt's gar keinen Streit!
Ich kann ja vor Skepsis nicht laufen,
ich bin ja so furchtbar gescheit!

Quidam erwartete zum Abend die Familien Knöterich und Bramsig, um mit diesen durch Tischrücken die Zukunft zu entschleiern, Tischrücken hielt er für eine wissenschaftlich einwandfreie Angelegenheit, seit er sich bei einem Professor der Physik nach den naturgesetzlichen Ursachen dieses Phaenomens erkundigt und die Auskunft erhalten hatte, das Tischrücken beruhe zweifellos auf der alten Erfahrungstatsache, daß der Klügere immer nachgibt. Um aber ganz sicher zu gehen, hatte er für seinen Privatbedarf noch die Witwe Mudicke zu sich gebeten, die ihm aus Kaffeesatz etwas prophezeien oder — poetischer gesagt — aus Schwarz etwas weismachen sollte.

Frau Mudicke erschien zur verabredeten Zeit, schnüffelte intensiv und meinte dann enttäuscht, sie rieche ja gar nichts. Quidam, der dieser Anspielung taube Ohren entgegenzuhalten versuchte, mußte sich darüber belehren lassen, daß eine Pythia von Rang und Klasse natürlich nur aus Bohnenkaffeesatz wahrsagen könne, und verzichtete daraufhin auf die eigentliche Tätigkeit von Frau Mudicke, denn allein dieser Anspruch einer bis dato bescheidenen Hinterhaussybille schien ihm einwandfrei darzutun, daß die Zukunft düster sei. Er zahlte Frau Mudicke zwanzig Mark einschließlich Umsatzsteuer und verfiel in dumpfes Brüten. Wahrscheinlich hätte er sogar den Klang der Silvesterglocken überhört, wenn nicht Herr Bramsig, der sich beim Fortgehen der Witwe Mudicke eingeschlichen hatte, beim Versuch einer Blitzlicht-Aufnahme Herrn Quidams neue Gardinen in Brand gesetzt hätte. So aber stieg ihm der Rauch in die Nase, und als er aufblickte, warfen die Flammen einen hellen, lichten Schein auf das kommende, neue Jahr.

– eve –

ALARM IN HOLLYWOOD

„Bist du auch sicher, Jim, daß es nicht nur eine Filmaufnahme ist?"

„Du hast

Kladderadatsch

NFT

dam „sein
en müsse,
er Markt-
kung, daß
viel „But-
r Quidam
se davon
melancho-
mmer und
genblicken
aus. Sein
ener Rede:

det,
ut?“
t,
t.
nichts
[kaufen —
ufen,

h werden,
rt!

t!

en,

en,
.
in die
[Traufen,
ufen,
!

e Familien
nit diesen
zu ent-
für eine
Angelegen-
fessor der
ichen Ur-
ndigt und
las Tisch-
alten Er-
ere immer
zu gehen,
noch die
ie ihm aus
er — poe-
was weis-

rabredeten
einte dann
s. Quidam,
hren ent-
sich dar-
Pythia von
as Bohnen-
und ver-
iche Tätig-
lein dieser
lenen Hin-
dfrei dar-
sei. Er
Mark ein-
verfiel in
hätte er
cken über-
, der sich
cke einge-
ner Blitz-
neue Gar-
aber stieg
als er auf-
en hellen,
nde, neue

– eve –

DER SCHÖNE ANTHONY

„Du hast schon wieder von meiner Unterwäsche genommen, Anthony, bitte, laß mir doch wenigstens meinen Büstenhalter!“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0775

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

GISELA SCHLÜTER

Wonach Generationen von Erfindern seit Jahrhunderten vergebens gestrebt haben, was in den Wunschträumen Tausender und aber Tausender als verlockendes Zukunftsbild umhergaukelte, was aber — nach dem einstimmigen Urteil aller Sachverständigen — in der Welt der harten Tatsachen angeblich niemals greifbare Gestalt annehmen kann, das „Perpetuum mobile", ein Etwas also, das sich unaufhörlich selbst bewegt, dieses Wunderwerk ist Besitz und Stolz von Gisela Schlüter: ihr Sprechorgan.

Ein Satzungetüm wie das vorstehende bewältigt dieses Mundwerk, als ob es gar nichts wäre, und der Niagara-Fall ist ein wehmütig tropfender Wasserleitungshahn im Vergleich zu dem Wortschwall, den Gisela Schlüter in Tonfilm und Rundfunk, auf Bühne und Brettl über die staunende Mitwelt sich ergießen läßt. Es gibt Leute, die behaupten, Gisela Schlüter spreche so schnell, daß sie schon wieder am Anfang eines Satzes sei, wenn der Hörer noch nicht den Schluß richtig vernommen, geschweige denn verstanden habe. Diese Behauptung erscheint uns ebenso übertrieben, wie die, daß Gisela-Schlüter-Schallplatten neuerdings von Zahnärzten zu Betäubungszwecken verwendet würden. Nun hören wir im Geiste schon die Stimme des bekannten Herrn von Einwender, die sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Lieber Kladderadatsch, die Sache mit dem Perpetuum mobile stimmt nicht, denn dieses soll ja mit seiner Bewegung irgend etwas Sinnvolles leisten!" Oh, bitte, Herr von Einwender! Haben Sie noch niemals etwas von „Frau Schnack" gehört? Sie ist eine von Gisela Schlüter geschaffene, legitime Verwandte der Frau Knöterich, und die blonde Gisela hat damit bewiesen, daß sie nicht nur ein Schnellsprechphänomen, sondern auch eine Menschengestalterin ist. Durch den Mund dieser grotesken Klatschbase sagt sie lachend die Wahrheit und hat sich damit die brüderliche Liebe des „Kladderadatsch" erworben, dessen Lebenszweck ja der gleiche ist. Deshalb wünscht er dem Publikum und der Gisela Schlüter, daß sie auch im kommenden Jahr die Frage „Haste Worte?" durch ihr auf höchste Touren laufendes Mundwerk gegenstandslos machen möge! R. S.

Im Rampenlicht...

DAS EXTEMPORE

Schrecken aller Autoren, Stein des Anstoßes bei allen Spielleitern und Direktoren, Quelle des Vergnügens für das lachlustige Publikum, unerschöpflicher Born der Theater-Anekdote: das ist das Extempore!

Es gibt Rollen, um die sich heute jeder Vertreter des Komischen Rollenfaches reißt, und die eigentlich nur aus Extempores bestehen. Generationen von Schauspielern haben ihnen Witz um Witz angefügt, und was heute der Riesenpart des „Frosch" in der „Fledermaus" oder der „Zsupan" im „Zigeunerbaron" ist, war ehedem eine kleine Chargenrolle. Bei solchen Gelegenheiten erweist sich das Extempore als ein letzter Rest der alten Stegreifkomödie, als legitimer Sproß uralter, guter Theaterüberlieferung. — Ansonsten freilich, und vor allem da, wo es aus Verlegenheit geboren wurde, ist es meist vom Übel, wenn auch nicht ohne Komik.

So kann man sich — bei allem Respekt vor Schiller — eines fröhlichen Gelächters nicht erwehren, wenn man an Fritz Viehwegs Auftreten im „Wilhelm Tell" denkt. Die Sache war so: Das Leipziger Schauspielhaus hatte mit einer Schule einen Vertrag über eine Nachmittagsvorstellung von „Wilhelm Tell" abgeschlossen. Die Sache war aber in Vergessenheit geraten, und als Direktor Viehweg durch Zufall in letzter Minute davon erfuhr, gelang es ihm zwar, die Hauptdarsteller mit einiger Verspätung herbeischaffen zu lassen, aber mit der Statisterie haperte es. Alles, was Beine hatte, mußte also auf die Bühne, um „Volk" zu mimen. Auch Viehweg. Alles ging gut, bis zur Rütli-Szene, in der man den Plan zur Eroberung der Zwingburgen entwickelt. „— — — dann rücken wir mit frischen Kräften nach, so wird das Schloß mit leichter Mühe unser!" hatte der Sprecher gesagt, als es sich herausstellte, daß der Mime fehlte, der die Antwort zu erteilen hatte. Viehweg beschloß, die Situation zu retten und sprach in gepflegtestem Leipzigerisch: „Das is eijentlich eene recht hibsche Idee!" — Johann Nestroy, der die Bühne gekannt hat, wie nur einer, scheint an derartige Extempores gedacht zu haben, als er schrieb: „Könnt es einen seligen Schiller, einen seligen Goethe geben, wenn sie sehen müßten, wie in Budweis der „Don Carlos" und in Feistritz der „Faust" aufgeführt wird? — Es war keine dumme Erfindung von die Griechen und Römer, daß sie als Grenzfluß ihrer Champs Elysées den Lethe angenommen haben, aus dem man Vergessenheit trinkt." — Aber wie schon gesagt — müssen ja nicht gerade die Werke der Klassiker zum Tummelplatz für Improvisationstalente werden, und Extempores können — statt Produkte einer Verlegenheit oder Textunsicherheit — auch souveränes Spiel mit belanglosem Objekt sein.

So berichtet man noch heute über Extempores der Berliner Komiker Helmerding und Beckmann, die Stücken zum Sieg verhalfen, die in unseren Tagen kein Mensch mehr kennt. Sprichwörtlich ist beispielsweise die improvisierte Antwort geworden, die Helmerding in einer Posse einer Partnerin gab, die ihm — laut ihrer Rolle — mitzuteilen hatte, ihr Gatte sei Vegetarier geworden und ernähre sich nur noch von Apfelsaft. „Den Appel kenn' ick", rief Helmerding, „der wächst als Kartoffel bei Teltow!" — Im Königstädtischen Theater, das vom Kommissionsrat Cerf geleitet wurde, spielte man ein Stück, in dem eine Abstimmung vorgenommen werden mußte. Einer der abgegebenen Stimmzettel hatte unbeschrieben zu sein und mit dem Hinweis darauf für ungültig erklärt zu werden. Am Abend der Premiere sagte denn auch der Schauspieler X. vorschriftsmäßig: „Dieser Zettel ist leer, also ungültig". — „Dagegen muß ich protestieren", rief Beckmann, „ich kann bezeugen, daß dies die Handschrift des Herrn Direktor Cerf ist!" Leider lassen sich die meisten Extempores nicht wiedergeben, weil sie zur Wirkung die Situation brauchen, aus der heraus sie entstanden, und die Stimmung, in die sie gerade an diesem einen Abend paßten. Denn das wirklich gute Extempore ist eben eine Augenblickseingebung, keine vorbereitete Pointe. Deshalb soll hier nur noch eines Extempores ganz besonderer Art gedacht werden.

Der Sohn der Frau Schlächtermeister Buggenhagen, eines stadtbekannten Berliner Originals, war von Iffland als Schüler angenommen, wurde aber, nachdem sich seine völlige Talentlosigkeit herausgestellt hatte, nur noch als Statist verwendet.

Eines Abends besuchte sie mit Verwandten eine Aufführung, in der ihr Sohn mitwirkte. „Det is mein Sohn", flüsterte sie begeistert, „der mit den schönen roten Mantel und die joldne Rüstung!" — Die Verwandten fanden den Herrn Buggenhagen sehr schön, stellten aber nach Schluß der Vorstellung fest: „Der hat ja jarnischt jeredet!" —

„Ach", erwiderte Madame Buggenhagen, „es is een Jammer mit dem Jungen! Er is mal wieder ticksch! Ick sage Ihnen, er is eene Seele von Mensch, aber wenn er ticksch is, denn könn'n Se'n totschlagen, denn kriejen Se nich een enzijet Wort aus ihm raus!" — Ja, ja — vielsagendes Schweigen ist eben auch ein Extempore. Ro-st.

In Boston (USA.) wurde ein Warenhausdieb ermittelt, der nicht aus Geldgier stahl, sondern sich nur mit den erbeuteten Gegenständen eine Art Museum anlegte. Allerdings entwendete der Mann ausschließlich Damenunterwäsche, an deren duftigem Aussehen er nach seinen Angaben täglich neue Freude hatte.

Vielleicht wäre es dem Mann billiger gekommen, er hätte Varietés besucht, in denen Entkleidungsszenen zum alltäglichen Programm gehören. k. v.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0776

© Universitätsbibliothek Heidelberg

MAGDA ODER LENA – DAS IST HIER DIE FRAGE!

HILDE KRAHL UND MATHIAS WIEMANN IN DER TOBIS-FILMKOMÖDIE „DAS ANDERE ICH"

Drum

Ludwig Schmitz sitzt im Wartesaal des Leipziger Hauptbahnhofes. Ein Mann sitzt ihm gegenüber und blinzelt ihn unentwegt prüfend an. Endlich beugt er sich über den Tisch.

„Tschuldigung. Bloß 'ne Frage. Sind Sie der Bruder von dem Ludwig Schmitz?"

„Ich bin Ludwig Schmitz selber."

„Drum die Ähnlichkeit." Rast

Aufgeschmissen

Hans Moser war beim Zahnarzt. Nach der Plombierung eines Zahnes sagte der Mann mit dem gewinnenden Bohrer: „Also, Herr Moser, jetzt zunächst mal zwei Stunden nichts beißen!"

Moser war nicht erbaut: „Was sagen's da? Auf den Frühschoppen soll i verzichten?"

Der Zahnarzt meinte: „Warum denn, trinken dürfen Sie selbstverständlich!"

Moser murrte: „Ja – so was! Wer spricht von trinken? Den Wein tu i natürlich beißen ... den Gumpolds Kirchner!" k. v.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0777

© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Auch eine Lösung
Abt und Liszt saßen zusammen in Bayreuth bei einer Aufführung der Walküre. Während Liszt sich ganz dem Zauber der Töne hingab, hatte Abt den Hofkapellmeister doch nicht ganz zu Hause gelassen und meinte, er würde beim Walkürenritt doch noch einige Verbesserungen vorschlagen.
Lächelnd ließ sich Liszt vernehmen: „Aber guter Freund, dann wäre es ja kein Walkürenritt mehr, sondern ein Abt-Ritt!"

h. k.

Erbetene Bedenkzeit
Es war natürlich nichts Wahres daran, aber einmal munkelte man in Filmkreisen, Maria Paudler wolle sich mit einem reichen Industriellen verheiraten. Der Produktionschef, übrigens ein bemittelter Junggeselle, bekam es mit der Angst zu tun. Als er die Künstlerin einmal allein antraf, wollte er ihr auf den Zahn fühlen und fragte unvermittelt: „Fräulein Paudler, würden Sie einen Dummkopf heiraten, bloß weil er Geld oder eine hohe soziale Stellung hat?"
Maria wehrte ab: „Das kommt so plötzlich!"

Dankbarer Patient
Ein richtiger USA.-Bürger hat das Bestreben, alles, aber auch alles, einer Zeitungsanzeige anzuvertrauen. Kürzlich verstarb Mister Quickley und am Tage nach seinem Tode stand die von ihm selbst verfaßte Anzeige im Lokalblatt seiner Heimatstadt: „Im Riverside-Hospital verstarb gestern Al Quickley im Alter von 39 Jahren. Al Quickley stattet hiermit dem Direktor des Hospitals und allen Ärzten, die ihn während seiner letzten Krankheit behandelt haben, seinen aufrichtigen Dank ab für die so überaus prompte Erledigung seines Falles."

k. v.

Zoologie schwach
Ein bekannter englischer Ornithologe, Mister Brey, will beweisen können, daß die Maul- und Klauenseuche durch „Vögel" vom Kontinent eingeschleppt worden ist. — Wir können diese Viecher noch näher „bestimmen": es handelt sich um Emigranten, die bekanntlich zur Klasse der ‚Galgenvögel' gerechnet werden.

n.

Churchill: „Verdammt, jetzt brennt auch noch meine Hinterfront!"

Zahlen leicht gemacht
Die Stadtverwaltung von Denver im Staate Colorado hat die zwangsweise Verschönerung aller weiblichen Beamten angeordnet, die in ihren Diensten stehen. Der Sinn der Maßnahme wird damit begründet, daß das Publikum ein Anrecht darauf habe, nur schöne Gesichter zu sehen.
Das ist wenigstens ein Lichtblick für die geplagten amerikanischen Steuerzahler.

p. b.

Heiß durchzudrehen
In den USA. ist jetzt das Bett mit garantierter Schlaftemperatur und letztem technischen Komfort, für Wechselstrom und Gleichstrom, auf dem Markt erschienen. Die Hauptsache daran ist eine Apparatur, die mit Hilfe eines Thermostaten die „garantierte Schlaftemperatur" im Sommer wie im Winter sichert. Je nach Neigung des Besitzers kann die Bett-Innentemperatur zwischen 18 und 35 Grad Celsius geregelt werden. Ferner hat das Bett elektrische Anschlüsse für Uhr, Rundfunk, Toaströster und Kaffeemaschine erhalten. Der Anschluß einer Heißmangel an dieses Wunderbett ist nur noch eine Frage der Zeit.

k. v.

Kehrichteimersteuer
Im Fürstentum Monaco ist eine erste Steuer eingeführt worden, und zwar auf die Kehrichteimer.
Offenbar weil die Besucher des Spielkasinos von Monte Carlo ihre Abfälle (Revolver, falschen Schmuck, nachgemachtes Geld usw.) meist in die Kehrichteimer werfen und die Pensionsinhaber daraus Nutzen ziehen.

p. e.

ELEGISCHER RAUCHERMONOLOG

Lebe wohl, es ist genug
mit dem langen Erdenrummel.
Bald geht unser letzter Zug.
Lebe wohl, du alter Stummel.
Anfangs ging es flott voran,
plötzlich kam die große Wende.
Funkensprühend fängt man an,
und ein Stummel ist das Ende.
So verpafft man seine Zeit
und man streicht uns von der Liste.
Sinnbild der Vergänglichkeit,
Inbegriff der leeren Kiste.
Alles muß in Rauch vergehn,
aufwärts zu den Cherubimen.
War der Anfang noch so schön,
doch der letzte Rest heißt: Priemen.
Alter Bursche, glaube mir:
Stummel sein ist kein Vergnügen.
Schau mich an, jetzt stehen wir
beide vor den letzten Zügen.
Zeig dich stark und fasse dich,
daß man uns nicht überrasche.
Du bist so verkohlt wie ich,
darum: Friede unsrer Asche.

Fred Endrikat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0778
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Briefkasten

Großengottern. Dr. H. Über die Verhaftung des als Frau verkleideten Times-Korrespondenten Craker in Madrid schreibt der „Mühlhäuser Anzeiger“ Nr. 247: „Als die Polizeibeamten nach den Ausweispapieren der Frau fragten, stellte sich heraus, daß es sich um einen Mann handelte, der mit einer Paßstimme Spanisch radebrechte und sich auf dem Madrider Polizeipräsidium als der obengenannte ‚Times‘-Korrespondent entpuppte.“

Times-Korrespondenten haben Paßstimmen in allen Sprachen der Welt, nur nicht in der Sprache der Wahrheit.

Hamburg. H. B. Im „Hamburger Fremdenblatt“ Nr. 295 heißt es in einer Erzählung u. a.: „Das Fest hat begonnen. Musik, Stimmengewirr, frohes Treiben erfüllen den Marmorsaal. An den Tischen unter den Säulein sitzen die älteren Gäste und schauen dem Tanze zu. Der Conte und sein Neffe haben an dem kleinen Tisch neben dem Eckpfeiler Platz genommen.“

Da kann man nur sagen: Haben die noblen Leute Schwein ...

Wilhelmshaven. H. St. Im „Wilhelmshavener Kurier“ Nr. 267 findet sich folgende Anzeige: „Vom Balkan auf Peterstraße geflogene Hose bitte gegen Belohnung abzugeben.“

Wenn der Ostwind diese Hose vom Balkan herübertragen konnte, dann handelt es sich um ein sehr leichtes Kleidungsstück, wahrscheinlich um eine Windhose.

Breslau. Dr. A. M. In der „Schlesischen Zeitung“ vom 31. Oktober gibt das Etablissement „Kaiserkrone“ bekannt: „Heute, 20 Uhr, der stürmische Erfolg! La Phrina, die beraubende Schönheitstänzerin Buika, der virtuose Meistergeiger und eine Schau herrlicher Artistik.“

Hoffentlich raubt diese Schönheitstänzerin den Breslauern nicht auch noch die Nachtruhe.

Jürnjakob Swehn der Amerikafahrer

Von Johannes Gillhoff

Ein Buch von wunderbarer Schönheit, so voll menschlichen, sittlichen und nationalen Gehalts, wie seit Jahrzehnten keins.

Gebunden RM 2.85

DOM-VERLAG BERLIN SW 68

JAHRESWENDE

Der Vollmond scheint,
mein Schatten geht mit mir:
ich bin vereint
mit ihm, als wär's mit dir.

Der Mond und Schnee
erleuchten mein Gemüt,
bis all mein Weh
im Liebeswunsch verglüht.

Von Zeit ein Stück
zerschmilzt in Ewigkeit.
Zum Leid, zum Glück —
komm, Jahr! — ich bin bereit.

Heinrich Noeren

Reichenbach. Die „Greizer Zeitung“ Nr. 265 spricht von der Londoner Unterweltskneipe „Yorkminster“, dem Hauptsitz der de-Gaulle-Bewegung, wiederholt als von „Yorkminister“.

Dabei ist wohl an de Gaulle selbst gedacht, der aber zum Minister noch einen weiten Weg zurückzulegen hat — in Frankreich und erst recht in England.

Halle a. S. E. M. L. In der „Mitteldeutschen National-Zeitung“ Nr. 305 findet sich folgende Anzeige: „Wer fährt Schnee vor Kronprinzenstraße 36?“

Das ist in schneefreier Zeit eine äußerst schwierige Aufgabe!

Wien. Im „Neuen Wiener Tagblatt“ Nr. 319 steht eine Heiratsanzeige eines Witwers, der sich der „Lebensmittelerzeugung im eigenen Hause“ rühmt.

Das ist wohl verschämte Ausdrucksweise für „Bäckermeister“?

Hannover. Dr. B. In der „Niedersächsischen Tageszeitung“ Nr. 245 wird als verloren gemeldet: „Gebiß, Oberkiefer, vor vier Wochen verloren.“

Achtung! Achtung! Wer hat ein einsames Gebiß knirschen hören?

Nürnberg. O. H. Eine englische Schriftstellerin sagt in einer amerikanischen Zeitschrift nach dem Bericht des „Nürnberger 8-Uhr-Blattes“ vom 4. November u. a.: „Wenn es aber der vereinten Kraft Englands und der Bolschewisten bisher nicht gelungen sei, Eindruck auf die deutsche Wehrmacht zu machen, wie könne angenommen werden, daß USA. und England imstande wären, Deutschland zu helfen.“

Um's Himmels willen! England wird uns doch nicht helfen wollen! Nach den Erfahrungen, die andere Völker in diesem Krieg mit der Englandhilfe gemacht haben, wäre das das Allerschlimmste, was uns bevorstehen könnte.

DAS MUSIKDRAMA

„Im bedrohten Moskau hat
die Opernsaison begonnen!“
hat der Sender London jetzt
den Hörern vorgesponnen.

Moskaus Volk sitzt abends zwar
auf Befehl recht still zu Hause,
dennoch hört es sich mit an
eine Oper — ohne Pause.

Musikanten gibt's genug,
mehr als je vonnöten:
Bomben singen wild ein Lied,
die Hoffnung, die ging — flöten.

Willi Paetsch

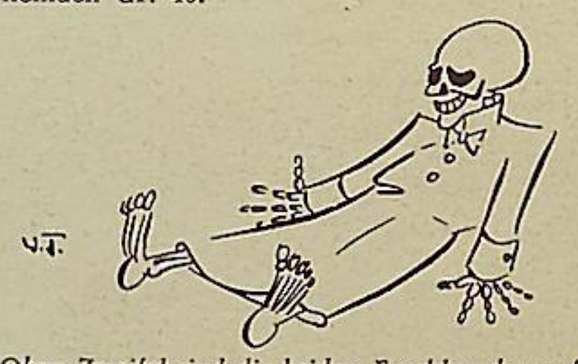
Halle a. S. E. M. L. In den „Hallischen Nachrichten“ Nr. 240 finden wir folgendes Heiratsgesuch: „Welches wirtsch. vorwärtsstr. ält. Mädch. od. Witwe ist bereit, m. ebensolch. jg. Mann, 30 Jahre, in fest. Arbeitsverhältn., zw. Ehe in Verkehr zu treten?“

Wenn ein junger Mann eine ältere Frau sucht, dann zeigt er damit, daß er das Zeug zu einem Pantoffelhelden hat.

Herford. Auf einem Ausschnitt einer unbekannten Herforder Zeitung lesen wir folgende Bekanntmachung des Herforder Oberbürgermeisters: „Zum Zwecke der Ausfertigung der Reichskleiderkarten bleibt das Rathaus am Donnerstag, dem 23. Januar 1941, geschlossen. Herford den 20. Oktober 1941.“

Diese nachträgliche Bekanntmachung soll wohl dazu dienen, etwaigen Beschwerden über die Ausstellung der Kleiderkarten die Spitze abzubrechen?

Hamburg. v. S. Im „Hamburger Fremdenblatt“ Nr. 299 ist zum Verkauf ausgeschrieben: „Schädelskelett und 2 Frackhemden Gr. 40.“



Ohne Zweifel sind die beiden Frackhemden auf das Schädelskelett genau zugeschnitten.

Hamburg. v. S. Im „Hamburger Fremdenblatt“ Nr. 348 lesen wir: „In welch. Wirtschaft ist am 15. Dez. dunkl. Herrenmantel als Pfand geblieben?“

Hummel! Hummel! Die Hamburger sind die Alten noch! ... Am 15. Dezember vorigen Jahres blieb der Mantel als Pfand. Jetzt wird's wieder kalt. Jetzt fehlt das gute Stück. Ischa gediegen, nöch? —

Kiel. I. C. M. In den „Kieler Neuesten Nachrichten“ vom 6. November gibt ein Gettorfer Landkrug bekannt, daß am „Freitag, den 7. November 1942“ sein Lokal geschlossen sei.

Es gibt weit ausschauende Geschäftsleute.

Kladderadatsch

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Stellvertreter: Betty Fiedler, Berlin — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf: 165501. Postscheckkonto: Berlin 20781 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N.Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0779

© Universitätsbibliothek Heidelberg

G 5442

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

DER EWIGE JUDE

„Sicher ist sicher!"

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

Kurt Ziobank

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1941/0780

© Universitätsbibliothek Heidelberg